Magazin
für die
Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Zweyten Bandes Viertes Stück.

Leipzig,
bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.
1784.

I.

Hr. le Grand über die Französische Dichtkunst der mittlern Zeiten.

Aus dem Französischen übersetzt.

Ich habe in dem vorigen Stücke ein kurzes Verzeichniß unserer Dichter aus dem Schwäbischen Zeitpuncte geliefert, und werde dasselbe in einem der folgenden bis auf die Reformation fortsetzen. Da man in der Geschichte unserer Litteratur der mittlern Zeiten keinen Schritt vorwärts kommt, wenn man nicht immer die Litteratur Frankreichs vor Augen hat, welche die Quelle und das Muster der Deutschen war, so liefere ich hier eine kurze Übersicht derselben, welche dabey noch einen doppelten Werth hat, theils weil das Verdienst der Producte dieser Zeiten darin nicht übertrieben wird, theils weil sie die eigentliche Französische Dichtung sorgfältiger von der Provenßalischen unterscheidet, als selbst in Frankreich bisher zu geschehen pflegte. Es ist solches die Vorrede vor den Fabliaux

ou Contes du XII et XIII Siecle, welche le Grand zu Paris, 1779 — 1781 in vier Bänden in gr. 8 heraus gegeben hat.

* * *

Es giebt in der Litteratur zwey Arten von Arbeiten, die man gar zu weit unter ihren wahren Werth herunter setzt, die Uebersetzungen und die Auszüge. Ohne hier weder die Schutzrede, noch den Lobspruch einer Art von Arbeit, die die meinige werden wird, wagen zu wollen, werde ich blos sagen, daß die wenige Achtung, womit sie das Publicum beehrt, auch auf die Meinung, welche die Gelehrten davon gefaßt haben, unglücklicher Weise Einfluß gehabt hat. Es ist nicht jedem Schriftsteller gegeben, allein bewaffnete Minerven zu zeugen. Derjenige, welcher einen todten Körper aus dem Grabe herauszieht, und ihm das Leben wiedergeben könnte, würde immer auf einigen Ruhm Anspruch machen können; allein man will Genie seyn, und dieser traurige Stolz der Eigenliebe, der uns vieler guten Werke beraubt, hat das doppelte übel, die schlechten gar zu sehr zu vervielfältigen, hervorgebracht.

Wenn ich mich in der Art, dasjenige, was ich meiner Nation vorlege, auszuführen, nicht geirrt habe,

so wird es ihr vielleicht gefallen, und sie unterrichten können. Es muß wenigstens den Liebhabern unserer Litteratur wichtig seyn, indem es ihnen eines der ersten Denkmähler der Dichtkunst unserer Voreltern bekannt macht. Die Catacomben unserer alten Dichter, in welche noch Niemand hinuntergestiegen ist, oder die man nur sehr obenhin durchsucht hat, würden verständigen und muthigen Arbeitern mehr als eine dergleichen Entdeckung zu machen Gelegenheit geben, und ich würde mich um die Wissenschaften wohl verdient gemacht zu haben glauben, wenn mein Beispiel geschicktere Hände, als die meinigen sind, zu dieser mühsamen Unternehmung aufmunterte.

Bisher hat alles davon abschrecken müssen. Es waren nicht allein unsere alten Reimer in Vergessenheit gekommen, sondern es flößte auch nichts die Begierde ein, sie zu kennen. Wenn die neuern Geschichtschreiber und Schriftsteller sich zuweilen herablassen, und ihrer Meldung thun, so geschieht es gewöhnlich mit einem Tone des Mitleidens, den man kaum dem Verdrusse, sie gelesen zu haben, verzeihen würde. Wollen sie uns von ihren Producten einen Begriff machen, so führen sie auf eine gefällige Art eine recht abgeschmackte und einfältige Legendengeschichte

an *), und vermittelst dieses Meisterstückes der Unverschämtheit eines unwissenden Mönchs lassen sie den Leser aufrichtig bewundern, wie groß die Rohheit eines Volkes gewesen seyn müsse, welches an solchen Thorheiten Geschmak finden können.

Auf einer andern Seite haben die Troubadours in der Provence, ich weiß eben nicht, warum, einen Ruhm, der die ganze Welt verblendet hat, nachgelassen; nicht als wenn man sich durch die Lobsprüche, die man damals gegen diese traurigen Sänger verschwendete, hätte hintergehen lassen, oder daß man durch ihre Werke wäre verführt worden; sondern Italien,

*) Dieses hat unter andern der Abt Vely gethan; (man sehe die Betrachtungen, womit er die Regierung Philipps des kühnen beschließt), und ich führe vorzüglich diesen sonst schätzbaren Geschichtschreiber an, weil die Irthümer, denen ein Schriftsteller von seinen Verdiensten beypflichtet, gar bald die Irrthümer eines ganzen Volks werden. Der Abt von Fleuri (in seiner Abhandlung vom Studieren) hat unsern Dichtern mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Indem er ihre ausschweiffenden Erdichtungen, und ihre ärgerliche Sittenlehre tadelt, gesteht er, daß es unter ihnen witzige Köpfe gegeben, und die für ihr Jahrhundert Politur gehabt haben. Und warum denn das nicht? Die Künste, die Wissenschaften, die Gesetzgebung, alles, was die Frucht der Erfahrung und der Zeit ist, war freylich noch ungebildet; aber was die Natur, der Witz, die Empfindsamkeit, die Einbildungskraft giebt, gehört allen Jahrhunderten, und allen Ländern zu, und hängt nur von dem stärkern oder geringern Geschmacke an den erlangten Kenntnissen ab.

lien, wovon sie Herren waren, und in welches die Verwandtschaft der Sprache sie einführte, hat es gefallen, ihr Andenken zu verewigen; und dieß war der Ursprung ihres großen und gar zu glüklichen Fortganges. Die Erkenntlichkeit zweyer oder dreyer berühmter Schriftsteller hat sie von der Vergessenheit gerettet. Man hat sie für große Männer gehalten, weil Petrarch und Dante sie besangen, und da heute zu Tage wenige im Stande sind, oder vielmehr Niemand den Einfall hat, diese betrüglichen Lobsprüche, die man aufs Wort angenommen hat, zu bestätigen, so ist die Meinung von ihren Verdiensten, selbst unter erleuchteten Männern, so groß, daß keiner ist, der sie nicht für die Väter unserer ganzen neuern Litteratur halten, und die Provence nicht als den glücklichen Punkt des Horizonts ansehen sollte, an welchem, nach einer langen Nacht von Barbarey und Unwissenheit, endlich die Morgenröthe der glänzenden und rühmlichen Tage, auf welche wir stolz sind, aufgieng. Dieß ist eines von jenen Vorurtheilen, welchen die Zeit endlich die Gewisheit einer historischen Wahrheit giebt, und man hat mehr als ein Beyspiel davon. Wird man es einem Unbekannten, dessen Feder, ohne Ansehen und ohne Namen, sich wagt, zum erstenmale zu schreiben, verzeihen, daß er prüft, ob diese Meynung gegründet

 ist?

ist? Die Frage ist für die Geschichte unserer Litteratur wichtig, und meinem Gegenstande nicht fremd.

Gallien wurde, ehe es den Römern unterwürfig war, in viele Theile abgetheilt, die jeder seine besondere Sprache hatten. Gesetze, Sitten, Sprache, alles änderte sich durch die Eroberung. Die Ueberwundnen mußten die Sprache der Sieger annehmen, und einige Jahrhunderte herrschte sie allein bey ihnen, bis neue Eroberer, die Franken von Mitternacht, die Ostgothen, Westgothen, Saracenen, Alanen und andre von Mittag herkamen, und sie verderbten, indem sie die ihrige damit vermischten. Aus dieser doppelten Vermischung entstanden in den beyden Helften, der mitternächtigen und der mittägigen, des Königreichs, zwey neue Sprachen, die, da sie sich mit der Zeit immer mehr und mehr veränderten, doch allezeit den Namen der römischen oder romanischen behielten, weil sie beyde die Sprache der Römer zum Grunde hatten. Diese letztere hörte auf, gewöhnlich zu seyn, und blieb eine gelehrte Sprache, die man lernen mußte, und die man in den Schulen lehrte. Die beyden romanischen, die herrschend geworden waren, theilten sich alsdann in Frankreich, welches man so gar nach ihren Umfange eintheilte. Da der ganze Theil disseits der Loire etwas

was zu bekräftigen, sich des Worts Oil (ja) bediente, und der ganze Theil jenseits dafür das Wort Oc gebrauchte; so nannte man die eine la Langue d'oil, und die andre la Langue d'oc. Diese erhielt unterdessen noch eine andre Benennung. Da Raimond 4 von Sainte Gilles, Graf von Provence, zu gleicher Zeit einen großen Theil von Gothien und Aquitanien besaß, so gewöhnte man sich an, alle seine Staaten blos Provence, seine verschiednen Unterthanen Provençalen, und die gemeine Sprache, die sie redeten, die provençalische zu nennen. Dieser eingeführte Gebrauch wurde in ganz Frankreich allgemein üblich; und dieser Umstand ist so gewiß, daß er keines Beweises bedarf. Wenn also unsere Geschichtschreiber von Provençalischen Dichtern reden, so verstehen sie nicht allein, wie man es heute zu Tage verstehen würde, die Dichter dieses besondern Bezirks des Königreichs, der zwischen der Rhone und der Var eingeschlossen ist, darunter; dieß ist ein Irrthum, in welchen mehr als ein neuerer Schriftsteller gefallen ist. Sie begriffen unter diesem Namen, und ich bitte meine Leser, es nicht zu vergessen, die Reimer aus allen unsern mittägigen Provinzen, oder vielmehr alle diejenigen, die in der romanischen provençalischen Sprache Verse gemacht haben. Denn unter diese Anzahl zählt man Catalonier,

Arragonier, Italiener. Von ungefähr 140 Troubadours, deren Vaterland bekannt ist, giebt es nur 26, die aus der eigentlich so genannten Provence sind.

Es kommt nicht darauf an, dieser Anzahl die Anzahl derer entgegen zu setzen, die in der romanisch französischen Sprache geschrieben haben *). Man würde eher alle Insecten, die ein Sommer hervorkommen sieht, zählen können. Kaum wurde sie gemein, so brachte sie Dichter hervor; und es ist eine schon mehrere Male gemachte Anmerkung, daß bey allen Völkern die Werke in Versen den Schriften in Prose vorgegangen sind, und daß man in dieser Art, zum Unterschiede von andern, bey dem schwersten den Anfang gemacht hat. In einer Kunst, die noch keine Regel kannte, war reimen ein so leichtes Geschäft, daß jederman sich damit abgab, und besonders bey den Mönchen, wo man nichts bessers zu thun hatte. Daher schreibt sich jene unzählige Menge von Sittensprüchen, von Sprichwörtern, von Wundern, von Gebethen an die Jungfrau, von Lebensbeschreibungen der Heiligen in Versen, worüber man erschrikt, wenn man die Handschriften

*) Man kennt in der königlichen Bisliothek vier Handschriften von provençalischen Gedichten, und man hat viele tausend von französischen Gedichren.

schriften der damaligen Zeit durchläuft. Man machte Aufschriften in Versen auf die Siegel, auf die Gefäße, auf die Glasscheiben an den Kirchfenstern, auf die Grabmäler, die Mauern, die Pflaster. Die Messe, die Bibel, die Regel des heiligen Augustins, die Gesetze der Normandie, kurz alles, die Chroniken und einige ähnliche Werke ausgenommen, wurde gereimt. Gleichwohl gab es auch Geschichten, die es waren. Man hätte sagen sollen, die Nation wäre von einer allgemeinen Seuche angegriffen, und daß sie, gleich jenem Volke, deren Köpfe die Sonne bey einem Trauerspiele des Euripides erhitzt hatte, in ihrem Wahnwitze nur in Versen geredet habe.

Indessen muß man mitten unter diesem groben Schaume einer Zeit der Unwissenheit drey Arten von Gedichten unterscheiden, welche, besonders zum Vergnügen des Adels und der Fürsten bestimmt waren, und daher einiger Maßen eine besondere Classe ausmachten. Dieß sind die Romane, die Lieder und die Erzählungen.

Die Nation hatte von den entferntesten Zeiten ihres Ursprungs an Kriegsgesänge gehabt, in welchen diejenigen von ihren Anführern und von ihren Kriegern gerühmt wurden, deren Name durch eine schöne That

die

die Unsterblichkeit verdiente. Um sich aufzumuntern, sich einer gleichen Belohnung würdig zu machen, sang der Soldat sie in Chören, wenn er in die Schlacht ging, und das Vorrecht, sie anzustimmen, gehörte den Barden, die sie verfertigt hatten. Die Franken hatten die ihrigen in den deutschen Morästen. Da sie die Eroberer Galliens wurden, machten sie neue, welche, wie Eginhard sagt, die vornehmsten Thaten ihrer Könige, und die schönsten Handlungen unserer Geschichte enthielten. Carl der Große, dessen kriegerische Seele und heldenmüthige Neigungen eine solche Art mit Entzücken lieben musten, sammlete sie alle, wie uns eben dieser Schriftsteller berichtet, und schrieb sie sogar mit eigner Hand ab. Allein sie wurden durch den glänzenden Namen, den dieser Monarch hinterließ, verdunkelt. Man wagte es nicht mehr, die schwache Nachkommenschaft des Clovis zu besingen, als man einen solchen Helden hatte, und er allein wurde, mit seinen vornehmsten Feldherren, der Gegenstand der neuen Kriegsgesänge. Doch war einer, der den Vorzug behielt; es war derjenige, in welchem Roland, und die übrigen Ritter, die in der Niederlage von Ronceval getödtet oder verwundet waren, gerühmt wurden. Es sey nun, daß dieser Gesang eine tragische Begebenheit darstellte, die im Stande war, den Soldaten am

stärksten

stärksten zu erschüttern, oder daß er an eine unrühmliche That erinnerte, deren Schande auszulöschen man ihn anreitzen wollte, oder endlich daß er ein vorzügliches dichterisches Verdienst vor den andern hatte, genug, er brachte sie in Vergessenheit, und wurde für unsere Kriegsheere der Schlachtgesang *). Man sah es als eine Ehre an, ihn anzustimmen, und einer von unsern alten Geschichtschreibern in Versen bemerkt, daß in der Schlacht bey Hastings, die 1066 einen Herzog der Normandie zum Herrn von England machte, diese rühmliche Verrichtung von einem Ritter, Namens Taillefer, der mit einer starken und wohlklingenden Stimme begabt war, unternommen wurde. Wilhelm hatte ihm zur Vergeltung erlaubt, das feindliche Kriegsheer zuerst anzugreiffen, und Taillefer bezeigte sich durch seine Tapferkeit eines solchen Vorzugs würdig. Rolands Gesang wurde beynahe bis zu Anfange der

*) Man hat unterdessen Beweise, daß es noch andere gab, oder daß man noch andre machte. Die Wunderwerke des heiligen Benedicts erzählen, daß, als 1095 ein Haufe Burgunder den Anschlag faßte, Chatillon-sur-Loire zu plündern, sie sich so voller Vertrauen auf die Zahl und die Tapferkeit ihrer Mannschaft näherten, daß sie einen Pikelhering vor sich hergehen liessen, welcher auf einem musikalischen Instrumente die Kriege und die schönen Thaten ihrer Vorfahren besang; sie wollten sich dadurch destomehr zu dem Erfolge ihrer Unnehmung anfeuern. Rec. des Histor. de Fr. Th. 11, S. 489.

der dritten Linie beybehalten, wie aus jener so stolzen, jederman bekannten Antwort eines Soldaten gegen den König Johann erhellet, der ihm vorwarf, daß er ihn zu einer Zeit sänge, da es keine Rolande mehr gäbe. Sire, erwiederte der Soldat, es würden sich noch welche finden, wenn sie nur einen Carl den großen an ihrer Spitze hätten. Er ist nicht bis auf uns gekommen, und hat das Schicksal vieler andern neuern gehabt, die Niemand auf die Nachkommenschaft zu überbringen bedacht ist, weil sie jederman bekannt sind, und die, nachdem sie durch aller Mund gegangen sind, endlich aus dieser Ursache selbst vergessen werden, und verlohren gehen.

Es scheint, daß man bey einer kriegerischen Nation, wo der Adel die Tapferkeit als die vornehmste, und beynahe als die einzige schätzbare Eigenschaft ansah, nur Kriegslieder hätte lieben sollen. Man hatte unterdessen auch Gesänge der Liebe und der Galanterie; die Gallier selbst hatten sehr freye, welche die nachfolgenden Schriftsteller Vallemachiae nennen. Nichts ist in dem zwölften Jahrhunderte so gewöhnlich, als die Liebeslieder, selbst der heilige Bernhard hat verschiedne in seinen jüngern Jahren verfertiget. Abälards Lieder auf die berühmte Heloise wurden in ganz Frank-

reich

reich gesungen; ja der Geschmack an dieser muthwilligen Lustigkeit verbreitete sich so allgemein, daß die Frauenzimmer in der Normandie, bey langen Prozessionen, während daß die Geistlichkeit Athem schöpfte, einige Scherzlieder (nugaces cantilenas) sangen. Man kennt die Lieder des Grafen Thibault von Champagne, an die Königin, die Mutter des heiligen Ludwigs. Eine Menge Schriftsteller, Thibault's Zeitgenossen, und unter ihnen verschiedne vom ersten Range, übten sich in eben dieser Art von Gedichten; sie war auch, wie ich schon gesagt habe, für Personen, welche sichs gar nicht ahnden liessen, daß es Regeln der Dichtkunst gäbe, eine so leichte Sache, daß man sich gar nicht über die erstaunende Vermehrung dieser Gedichte verwundern darf. Ich habe alle Handschriften, welche alte Gesänge enthalten, und die mir nur in den verschiednen Büchersamlungen von Paris bekannt waren, durchgesucht. Die meisten enthalten einige allgemeine Sätze einer geschmacklosen Artigkeit, traurige Bittschriften an ihre Gebieterinnen um sie zu erweichen, ewige Klagen über Verleumder, und eine abgedroschne Anfangsformel, die man für die damalige Modeformel halten möchte, so oft kommt sie vor, nemlich: Das Grün sproßt wieder vor, es singt die Nachtigal, drum will ich auch singen. Doch findet man zuweilen

len guten natürlichen Witz, viel Empfindung und ziemlich angenehme Schilderungen des Frühlings darin. Uebrigens enthalten diese Sammlungen keines von den wollüstigen Gedichten, welche die Freude und das Vergnügen ersonnen hat, ob man gleich schon eine Art von Luxus kannte; vornemlich keine Trinklieder, welches desto mehr zu bewundern ist, jemehr dieses Volk den Wein liebte. Man suchte die Tischgesellschaft durch scherzhafte Aufgaben zu ermuntern, oder durch Erzählungen, so daß jeder von den Gästen, wie ich hernach sagen werde, eine vorbringen muste, wenn ihn die Reihe traf; was aber die Lieder betrift, da man mit dem Glase in der Hand den Rebensaft besang, so waren dieselben damals noch nicht erfunden *). Man fiel auch

*) Indessen wurde doch bey der Tafel gesungen; dies waren aber nur verliebte Gesänge. Einen dergleichen will ich hier aus dem Romane des Herrn Chatelain von Couci anführen, einem Werke, von dem an einem andern Orte soll geredet werden. Der Dichter legt ihn bey einem Gastmahle der Frau von Fayel in den Mund. Es ist ein ächtes Triolet:

J'aim' bien loïaument (*loyalement*),
Et s'ai (*j'ai*) bel amy
Pour qui di (*je dis*) souvent,
J'aim' bien loïaument.
Est miens ligement,
(*Il est à mois par hommage-lige*)
Je le sai de sy (*d'assurance*):
J'aim' bien loïaument,
Et s'ai bel amy.

Die

auch erst sehr spät darauf; denn wir müssen bis in das verwichne Jahrhundert hinabgehen, wenn wir die ersten aufsuchen wollen.

Ausser den Kriegs- und Liebesliedern hatten unsre Dichter noch zwey andre Arten; nemlich die Hirtenlieder, (Pastourelles,) die ich hier übergehen will, weil ihrer in dem Werke selbst erwähnt werden wird, und die Wettgesänge (Jeux-partis.) Letztere kommen bey den Troubadours unter dem Namen Tenson vor, das heist, eine Streitfrage aus der Rechtsgelehrsamkeit der Liebe. Der Dichter bringt nemlich darinn einen Satz auf die Bahn, führt alsdenn eine Person auf, die das Gegentheil behauptet, und wenn nach einigen Strophen die Sache gut oder schlecht erörtert worden ist, so erscheint ein Dritter, welcher den Ausschlag giebt; oder vielmehr hält man den, welcher zuletzt redet, für den Schiedsrichter. Da in den damaligen Zeiten die Ehrfurcht gegen die Damen alles, was die Liebe angieng,

Die Romanenschreiber erwähnen auch oft solcher Gesänge, worin eine solche Strophe von den gesammten Gästen wiederholt wurde. Desgleichen findet man schon in den Romanen Triolets, die älter als die des Chatelain de Couci sind, besonders in dem Romane Cleomades, welcher ein Zeitgenosse der Fabeldichter war; nur daß in den Triolets im Cleomades der erste Vers in der Mitte und am Ende wiederholt wird.

gieng, sehr wichtig machte, so gab sie auch diesem galanten Spiele eine besondre Würde; da aber auch zu derselben Zeit ein gewisser Wahnwitz von Spitzfindigkeit in den Schulen, in den feyerlichen Reden, ja so gar in Predigten und theologischen Schriften herrschte; so machte dieser, daß auch in erwähnten Gesängen so äusserst subtile Sätze auf die Bahn gebracht wurden, daß sie bey genauerer Entwickelung endlich ins Lächerliche fallen. Diese Pedanterey hatte sich so tief eingeprägt, daß verschiedne Jahrhunderte dazu gehörten, sie zu verwischen; und die berühmte Abhandlung des Cardinal Richelieu über die Liebe ist vielleicht noch nicht die letzte Probe, welche man davon anführen könnte.

Wenn ich meinen Lesern einen Begriff von diesen Wettgesängen beybringen will, so darf ich ihnen nur die in einigen abgehandelten Materien im Auszuge hersetzen. Einige verrathen eine zügellose Wollust, andere hingegen eine so weit getriebene Reinigkeit in der Liebe, daß sie fast in Schwärmerey ausartet; und so waren die Sitten der damaligen Zeiten beschaffen, auf welche ich meine Leser aufmerksam zu seyn bitte, denn dieses ist der Hauptschlüssel zu dem Werke, welches ich ihnen vorlege.

„Was sähen Sie wohl am liebsten, daß ihre Liebste stürbe, oder daß sie einen andern heirathe?“

„Wer leidet wohl am meisten, der Mann, dem die Frau, oder der Liebhaber, dem seine Liebste untreu ist?“

„Welchen soll man mehr tadeln, den, welcher sich Gunstbezeigungen rühmt, die er nicht empfangen hat; oder den, welcher die empfangnen ausplaudert?“

„Was würden Sie, bey einer nächtlichen Zusammenkunft mit ihrer Gebieterin wohl lieber sehen; daß ich eben von ihr wegginge, indem Sie ankämen, oder daß ich hineinträte, wenn Sie fortgingen?“

„Ich liebe ein Frauenzimmer, welches ich nicht habe erweichen können; dabey bietet mir eine andre Dame ihr Herz an: soll ich die erste aufgeben, oder in ihren Diensten bleiben?“

„Sie haben nun Ihre Geliebte eine Zeitlang genossen; und ich habe es so weit gebracht, daß ich ihr gefalle, soll also Ihren Platz einnehmen. Welcher von uns beyden wird wohl den meisten Kummer empfinden?“

„Wenn man Ihnen entweder vorschlüge, ein einziges Mahl mit Ihrer Schönen zu Bette zu gehen, sie aber alsdenn nie wieder zu besuchen; oder sie

alle Tage zu besuchen, ohne die geringste Gunstbezeigung von ihr zu erhalten: welches von beyden würden Sie wohl erwählen?"

„Zwey Liebende haben bey einander geschlafen, es ist aber nur bey einigen unbedeutenden Caressen geblieben. Welche Person von beyden hat wohl das Meiste aufgeopfert?"

„Welche Person ist wohl am glücklichsten; eine Alte, die einen muntern Jüngling zum Liebhaber bekommt, oder ein Greis, der eine artige Liebste erhält?"

„Ist es besser eine Frau oder eine Jungfer zur Liebste zu haben?"

„Welchen wird wohl ein Frauenzimmer vorziehen, einen erfahrnen Mann, der das Vergnügen schon geschmeckt hat; oder einen jungen unerfahrnen Knaben, der es noch nicht gekostet hat? u. s. w."

Hierbey muste es nun oft geschehen, daß ein Dichter in seinem Wettstreite die vorliegende Frage nicht eben allemal nach dem Geschmacke eines jeden entschied, und daß ein andrer, der sie wieder auf die Bahn brachte, einen andern Ausschlag gab. In diesem Falle traten die Leser entweder zur Parthey des einen oder des andern; daraus entstunden unendliche Wortwechsel, deren

deren Beendigung man nicht eher hoffen konnte, bis gewisse unumschränkte und mit untadelhaftem Ansehn begabte Richterstühle den lezten Ausschlag geben würden. Wer sollte es glauben! Diese Tribunale wurden wirklich errichtet. In verschiedenen Städten nahmen einige Edelleute, Ritter und Dichter, die sich freywillig deswegen versammelten, die Pflicht auf sich, diese lächerlichen Processe zu entscheiden, und nach den Vorurtheilen, die man zu der Zeit von der Liebe hatte, machten sie sich aus ihrem Amte eine besondre Ehre. Das war aber noch nicht alles. Diese Gerichtshöfe der Liebe, denn so nennten sich diese Versammlungen, mußten auch noch so untrüglich seyn, daß es niemand wagen durfte, von ihnen weiter zu appelliren. Auf diesen seltnen Fall darf man sich wohl kaum bey Entscheidungen menschlicher Streitigkeiten Rechnung machen. Indessen geschahe es doch diesmal, weil die Frauenzimmer als gebohrne Präsidentinnen dieses Tribunals angesehen wurden und von dem Augenblicke an hielt man ihre Urtheile auch für heilig.

An einem andern Orte werde ich Gelegenheit haben, einige besondre Umstände dieser Gerichtshöfe der Liebe anzubringen, hier will ich nur die Anmerkung machen, daß diese Anordnungen wahrscheinlich den Pro-

vençalen ihren Ursprung zu danken hatten. Wenigstens waren sie in diesen Provinzen sehr glänzend, an statt, daß sie in den unsrigen immer nicht recht aufkommen konnten, und, wie ich beweisen werde, nicht eher zu einigem Ansehn gelangten, als unter Karl VI. da ihnen seine allzufreye Gemahlin Isabella einiges Uebergewicht gab.

Dem zu glauben, was wir bisher gelesen haben, so war weder die Galanterie noch die Liebe eine Mutter der Romane, sondern man hat sie eben dem Bewegungsgrunde zu danken, welcher die Kreutzzüge hervorbrachte, nemlich einem übelverstandnen Religionseifer. Die Saracenen waren Meister von Spanien geworden, woraus sie Frankreich bedroheten; sie hatten auch schon einige Provinzen des leztern in Besitz gehabt und sich, seit ihrer Vertreibung daraus, doch wieder einigemal darein gewagt. überdieß besaßen sie die heiligen Oerter und man glaubte, durch diese Entheiligung litte die Religion selbst. Man hielt es also für Pflicht, gegen ein eroberndes ungläubiges Volk, welches der Fanatismus noch furchtbarer vorstellte, Armeen zu versammeln, und so entstunden die drey ersten Romane, die mir bekannt sind. In allen dreyen wird der berühmteste Held, den jemals Frankreich hervorgebracht hat, Carl der

Große

Große, als Feind der Saracenen aufgestellt. Der eine Schriftsteller läßt ihn einen Kriegszug nach dem gelobten Lande thun; der zweyte, nach Spanien, und ein dritter nach Languedok, wo er das von den Saracenen belagerte Carcassonne und Narbonne befreyen will; aber dabey finde ich anmerkenswerth, daß die Schriftsteller dieser drey geistlichen Fabeln zugleich drey Mönche waren. Auch führen ihre Werke auf jedem Blatte das Gepräge des Mönchswesens, welche übrigens zum Theil zum Ruhme ihres Ordens, ihrer Abtey oder vermeinter Reliquien, denen viel vermeinte Wunder beygelegt worden, geschrieben worden sind. Die Dichter säumten nicht, sich eine Dichtungsart eigen zu machen, welche einer ausschweifenden Einbildungskraft so günstig war. Ob sie aber gleich die Art und oft auch den Helden in ihre Gedichte aufnahmen, so hüteten sie sich nichts desto weniger, zugleich die Materie anzunehmen, und wie vorerwähnte drey Mönche, die Sturmglocke eines falschen Religionseifers zu ziehen. Das Ritterwesen nahm also seinen Anfang und sie trugen es in ihre Gedichte über nebst aller der unstäten Tapferkeit, dem großen Hange zu Abentheuern und der berühmten Galanterie, welche daraus entsprang. Fast in allen Gedichten herrschte ein irrender Ritter, als die Hauptperson, welcher das Unrecht schlichtete, Riesen in Stük-

ken hieb, die Ehre der Schönen rettete, in allen Turnieren den Preis davon trug und seiner Geliebte zu gefallen solche Proben ablegte, wogegen die Herkulischen Arbeiten nur Kinderspiele waren. Ich sage, seiner Geliebten zu gefallen, denn jeder Held muste verliebt seyn. Es giebt keinen einzigen Roman (denn so nennte man diese neuen Gedichte, weil sie in romanischer Sprache geschrieben waren,) der nicht diesen Grundsatz enthielte. Ja die mehresten gründen die Abentheuer ihrer Ritter gänzlich auf eine Liebesbegebenheit; ein Beweis, daß, obgleich zuweilen die Schriften auf die Sitten der Zeit Einfluß gehabt haben, dennoch der Geschmack des Jahrhunderts weit öfter auf die Schriften gewirkt hat. Endlich giebt es noch ausser den Ritter-Romanen und Liebesgeschichten eine dritte und die zahlreichste Art von allen, welche man Feen-Romane nennen könnte, weil die darin enthaltnen Begebenheiten, vornemlich die Zauberey zur Triebfeder haben. In dieser letztern Art wird man verschiedne Fabeln antreffen. Diese werden auch in dem Werke selbst Gelegenheit zu einer Anmerkung über die Feen und das Feenwesen geben, welches mir die Mühe erspart, hier davon zu reden. Ich kann nur hier allgemeine Bemerkungen anbringen; die dabey zu untersuchenden Materien sind so unerschöpflich, daß sie einen ganzen Band

erfordern würden; aber dann würde dieses Buch eine ganze Geschichte unserer alten Dichtkunst seyn und ich darf die Grenzen nicht vergessen, welche mir meine Materie vorschreibt. Andre Schriftsteller und die von dieser Sache mehr Nachricht haben, würden ohn Zweifel ein Werk liefern, das uns nutzen könnte und noch fehlt.

Es ist kaum zu beschreiben, wie sehr sich die Romane in weniger als hundert Jahren vermehrten und was für eine glückliche Aufnahme sie nicht nur in Frankreich sondern auch auswärts genossen. In Italien und Spanien fanden sie Beyfall. Verschiedne wurden in diese fremden Sprachen übersetzt und erhielten sich auch dabey in solchem Ansehen, daß, als sie in der Folge durch die Länge der Zeit bey uns schon in Vergessenheit gerathen waren, sich doch noch Schriftsteller fanden, welche dieselben für ursprünglich Italienisch und Spanisch hielten, und sie wiederum ins Französische übersezten. Dieses zu beweisen giebt es verschiedne bekannte Beyspiele und ich könnte leicht noch mehrere hinzufügen.

Die Erfindung der Romane wurde von England mit eben dem Feuer unterstützt, wie von unsern andern Nachbarn. Aber dieses eifersüchtige und von der Zeit an auf Frankreich neidische Volk wollte seinen Rittern

kein französisches Oberhaupt, wie Carl der Große war, geben; sondern es suchte sich einen unter seinen Königen zum Helden aus, der durch seine großen Thaten den Unsrigen verdunkeln sollte. Die zu dieser Rolle bestimmte Person war Artus, ein unbekannter Prinz, der diesen Platz desto weniger bekleiden konnte, je weniger er in der Geschichte einen hat. Das wird man aber, wie ich glaube, noch für weit unschicklicher halten, daß dieser Held aller Helden einen Theil Frankreichs unter seine Eroberungen setzt und verschiedne kleine Könige, die daselbst sollen geherrscht haben, zu seinen Vasallen macht. Erinnert man sich aber itzt daran, daß zu der Zeit, als diese Erdichtungen geschrieben wurden, England erobert und französischen Fürsten unterthänig war; so muß jeder aufmerksame Leser eingestehen, daß es mit den Schriften ganzer Nationen eben die Beschaffenheit hat, wie bey einzelnen Personen; allemal guckt der eigenthümliche Charakter irgendwo heraus.

Diese vermeinten Eroberungen, welche wir heut zu Tage so widrig befinden, durften unsern Voreltern doch noch weniger auffallend vorkommen, weil sie schon daran gewöhnt waren, einige unsrer Provinzen nach dem Rechte der Erbfolge im Besitze englischer Könige zu sehen. Weil nun die fabelhafte Geschichte des Ar-

tus immer etwas von Zauberey mit aufstellt und unter die Heldenthaten der Ritter mischt, so gefiel sie unsern Romanschreibern so sehr, daß auch viele sie von ihnen annahmen und irgend einen Paladin des Brittischen Helden in ihren Gedichten zur Hauptperson wählten. Auch Fabeldichter haben diese Materie abgehandelt. Ich habe ihre Erzehlungen gesammelt und mit diesen will ich diese Sammlung anfangen.

Die Liebesgeschichte und Feenmährchen sind nicht so zahlreich; hingegen die Ritterromane desto unendlicher. Die letzten bringt man gemeiniglich in drey Classen: Romane von Artus, Romane von Carln dem Großen und Romane des Amadis. Hierzu könnte man noch eine vierte Classe setzen, die noch weit zahlreicher ist, als die vorigen, nemlich Romane solcher Helden, die weder Ritter des Artus, noch Carls, noch Nachkommen des Galliers Amadis waren, sondern Helden oder Fürsten, welche der Dichter in andre Zeiten oder an andre Höfe versezt, wie z. B. der Perceforet, Alexander u. a. waren.

Alle Romane, wenigstens die ich kenne, wurden gemeiniglich in Versen geschrieben. Man fing sie kaum eher an in Prosa zu übertragen, als unter Karln V. zu einer Zeit, da die Sprache schon gereinigter war

und

und zugleich das Kennzeichen einer ausgesuchten natürlichen Einfalt erlangte, wovon das Geheimniß verloren gegangen zu seyn scheint. Franciscus I. dessen Kopf durch das Lesen der alten Ritterromane erhitzt worden war *), ließ den Amadis aus dem Spanischen übersetzen, einen ursprünglich französischen Roman, welchen aber die Zeit, wie viele andre, in Vergessenheit gebracht hatte. Niemals fand ein Werk solchen Beyfall, als wie dieses. Ja er war so groß, besonders unter der Regierung Heinrichs II. daß wenn jemand, sagt la Noue (in seinen politischen und militärischen Abhandlungen) sich unterstanden hätte, übel davon zu sprechen; so würde man ihm ins Gesicht gespien haben! Ohne Zweifel war es auch dieser übertriebne Beyfall,

*) Er wünschte nicht nur, wie Jedermann weiß, von den Händen des Bayard zum Ritter geschlagen zu seyn, sondern er ließ sich auch wohl zuweilen mit aufgestutztem Barte und in völliger Ritterkleidung, wie die Helden unsrer Romanschreiber gehen, vor seinen Hofleuten sehen. Tapfer und kühn im Felde, galant und prächtig bey Hofe, aufrichtig, grosmüthig, freygebig, seinem gegebnen Versprechen getreu, besaß er alle gute Eigenschaften und alle Fehler der alten Ritter. Es ist gar wohl erweislich, daß man eben diesem ausschweiffenden Geschmacke an der alten Ritterschaft die unglückliche Schlacht bey Pavia und alle die drauf folgenden Unglücksfälle anrechnen kann; eben so gewiß war es aber auch der erwähnte Hang, welcher dem Könige den erhabnen Ausdruck in den Mund legte: **Es ist alles verloren nur die Ehre nicht.**

fall, welcher den ernsthaften la Noue so aufbrachte, daß er einen ganzen Abschnitt von seinen Abhandlungen dazu anwendete, wider dergleichen Werke zu eifern. Wären aber auch die Ursachen, wodurch er ihren Ruhm zu schmälern sucht, eben so vortreflich als schwach sie sind; so kann man doch wenigstens nicht leugnen, daß die Ritterromane, ob sie gleich im sechzehnten Jahrhunderte eine traurige Wirkung gehabt haben, dennoch insbesondre während der vier vorhergehenden Jahrhunderte das ihrige beytrugen, die Unwissenheit zu zerstreuen, den Fortgang der Dichtkunst zu begünstigen, dem Adel einen Geschmack an den Büchern einzuflößen und unter der Nation jene Verachtung der Gefahren, jenen erhabnen Muth und jene Begeisterung zum Ruhme zu verbreiten, welche wahre Helden bildet. Einige Schriftsteller von Ansehen haben es dem Cervantes vorgeworfen, daß er durch seinen Don-Quixotte den Hang zum Ritterwesen in Spanien verdrängt habe. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn Jemand unter uns den Verlust dieser Romane bedauerte, welche einen solchen Hang einflößeteu, besonders wenn derselbe daran dächte, was man uns darauf für Bücher in die Hände gegeben hat. Wir verhalten uns in jedem Alter gegen gewisse Gegenstände als wahre Kinder. Wir mögen Jünglinge oder Greise seyn, so finden wir, mit einer=

einerley Eifer unsre Belustigung an der Erzählung jener unglaublichen Heldenthaten, welche das menschliche Geschlecht in unsern Augen erhöhen und die uns durch eine der grössesten Triebfedern der Seele, nemlich durch das Schrecken rühren. Nur ein wenig mehr Kunst und Abwechselung, so hätte man aus unsern Romanenschreibern sehr gefährliche Schriftsteller machen können. Homer schrieb nur, wie sie, Fabeln seines Volks; Ariost und Bayardo bedienten sich blos der ihrigen; aber ihnen fehlte Ariostens und Homerens Genie, und indes daß die letztern, immerfort bewundert, und ewig leben werden, sind jene auf immer in Vergessenheit gerathen und haben kein Andenken hinterlassen.

Man muß indessen die Nation entschuldigen, welche dieselben zu ihrer Zeit bewunderte, weil sie, wenn man alles erwäget, damals noch nichts bessers kannte. Wenn übrigens noch eine bessere Vertheidigung unsrer Voreltern erfodert würde, so würde ich noch hinzufügen, daß unter den Millionen Gedichten, die man heut zu Tage nicht mehr kennt, oder die aufs höchste bestimmt sind, in der Büchersammlung irgend eines Neugierigen zu glänzen, verschiedne sind, welche in der That rühren; das will ich in einigen Auszügen am Ende nach den Fabeln beweisen, wofern nur es der Raum

dieses Bandes erlaubt. Ich sage noch mehr, nemlich man wird in den meisten übrigen ungeachtet ihrer Fehler sehr artige Stücke finden, (welches mir Jeder bezeugen wird, der Muth genug hat, sie zu lesen,) und überhaupt eine besondre Gabe Neugier und Bewunderung zu erwecken. Sind nicht diejenigen, woraus die blaue Bibliothek der Wittwe Oudot besteht, noch bis itzt der Zeitvertreib des Volks, so ausserordentlich auch eine solche Lectüre für dasselbe ist.

Das, was wir bisher von dem Romanenschreiben gesagt haben, betrift blos unsre französischen Dichter. Von den Troubadours sind mir nur vier Romane bekannt, und zwar sind alle viere Legenden *). Woher kömmt

*) Sie heissen Philumena, Gerard von Roussillon, Wilhelm au Courtnes, und Honorat von Lerins. Dieser lezte ist nur eine Legende; Gerard von Roussillon, eine Chronik in Reimen, enthält die Geschichte der Kreutzzüge wider die Albigenser. (Man hat auch einen, vom vorigen ganz verschiednen Gerard in romanisch-französischer Sprache, dessen Held mit Carl dem Grossen Krieg führte). Wilhelm au Courtnes enthält das Leben desjenigen heiligen Wilhelms, welchem Carl das Commando über seine Armeen anvertrauete, der sich in dem Zuge wider die Mauren in Spanien hervorthat, zur Belohnung das Herzogthum Aquitanien von dem Kaiser erhielt und endlich ins Kloster gieng. Philumena, welcher Roman unter dem Namen eines vorgegebnen Secretairs eben dieses Kaisers, einem Mönche der Abtey de la Grasse herauskam, begreift einige Heldenthaten Carls gegen die obenerwähnten Feinde, hauptsächlich aber die Geschichte und Wunder eben dieser Abtey; welche nach Aussage dieses Mönchs, Carl

kommt wohl bey ihnen eine so große Armuth in einer so wohl aufgenommenen und so lange zur Mode gewordnen Dichtungsart?

Das ist ein neuer Umstand, auf welchen diejenigen nicht Achtung gegeben haben, welche die Reimschmiede unter den Provençalen so sehr erhoben haben. Man erhebt die lebhafte Einbildungskraft dieser vom Himmel so begünstigten Provinzen so sehr, und doch haben sie nicht ein einziges Feenmährchen hervorgebracht! Wie! die Geschichte erzehlt uns immer viel von ihrer Galanterie, und diese Galanterie äussert sich blos in einigen Liederchen! Da giebts keine einzige Liebesgeschichte; noch mehr, keinen Ritterroman, in solchen Zeiten, wo die Einbildungskraft aller und jeder durch die Eroberungen von England, Sicilien, Constantinopel und Jerusalem, durch die kriegerischen Schauspiele der Turniere und durch andre prachtvolle Feste der Höfe angefeuert wurde, und nichts als Begeisterung zu großen Thaten

Carl soll gestiftet haben. Die Schriftsteller der litterarischen Geschichte von Frankreich setzen diesen Roman in das Jahr 1015. Der Graf Caylus aber unter die Regierung des heiligen Ludwig. So gegründet mir nun auch seine Meynung scheint, so habe ich doch die Philumena, früher anführen wollen, als einen von den drey ersten in Frankreich geschriebnen Romanen, damit man mich nicht in Verdacht haben möchte, als wollte ich den Ruhm der Provençalen in irgend einer Sache schmälern.

Thaten athmete. Im übrigen suche ich eben nicht einer Dichtungsart einen zu großen Werth beyzulegen, welche, zum Glück für uns, von bessern Werken ist verdrängt worden. Ich kenne ihren Werth desto besser, je mehrere ich gelesen habe; aber mit einem Worte, es war eine Arbeit von vieler Zeit und Mühe, es war ein Heldengedicht seiner Zeit, und daß ichs nochmals widerhole, man kannte nichts bessers als diese Werke. Erinnert man sich nun an das, was ich oben gesagt habe, daß nemlich der übertriebne Hang in diesem Punkte nicht nur in Frankreich, sondern auch in benachbarten Ländern allgemein war, so geräth man in der That in Versuchung zu fragen: ob denn die Provençalen gar kein Genie zu epischen Gedichten gehabt haben? Es giebt eine noch angenehmere Art, und die mehr Mannichfaltigkeit zuläßt, worin auch die Reimer unsrer Provinzen über jene den Preis davon getragen haben; ich meyne die Erzählungen. Man nennte sie Fabeln, (Flabels, Fables oder Fabliaux,) weil die meisten dieser Gedichte fabelhaft waren; ihre Erfinder nennten sich Fabeldichter, (Fableors und Fabliers). In Rom, Persien, Griechenland und Jonien waren die Erzählungen eine Frucht der Cultur, des Luxus und der Künste; dieses könnte uns wohl auf die Gedanken bringen, als wenn sie allemal ent-

weder vor der Verderbniß der Sitten vorhergingen, oder doch ihre Begleiter wären. Ist es indessen wahr, daß jeder Mensch empfindsam seyn muß, wenn er glücklich werden will, und daß er sich gern rühmen läßt, so muß sich auch der Geschmack an Fabeln sowohl bey gesitteten als ungesitteten Völkern finden. Mit welcher Begierde hascht nicht das gemeine Volk in allen Ländern nach den unsinnigen Hexen- und Gespenster-Geschichten! Man glaubt, daß die Huronen und Iroquoisen an gewissen Freudentagen nach den feyerlichen Mahlzeiten Erzählungen auf die Bahn bringen. Der Älteste unter dem Haufen, oder vielmehr der witzigste Kopf, nimmt das Amt auf sich, die andern zu belustigen; und so bringt man ganze Nächte zu, die nur durch Beyfall und Gelächter unterbrochen werden. Wenn bey den Jalchlevéen in Afrika ein Vater seine Tochter verheirathen wollte, so gab er, sagt Stobäus, allen ihren Freyern ein großes Gastmahl. Über der Tafel belustigte jeder von ihnen, wenn ihn die Reihe traf, die Anwesenden mit artigen Erzählungen; welcher nun am ersten die Schöne zum Lachen bringen konnte, wurde mit allem Rechte ihr Gemahl. Hier in Frankreich, wo noch nicht in den Städten so regelmäßige Schauspiele, wie heut zu Tage, angeordnet waren, wo der Adel auf seinen Gütern in Einsamkeit lebte und sich nur

bey

bey gewissen Gelegenheiten und Festen sprechen konnte, wurde es mit unter ihre Zeitvertreibe gerechnet, daß sie sich Romane vorlesen ließen, wenn sie zusammen kamen. Weil aber diese Gedichte viel zu lang waren, als daß man sie auf einmal hätte aushören können, so muste man auf kürzere und lustigere denken, und hier finden wir wahrscheinlich den Ursprung der Fabeln; man müste sie denn lieber Asien verdanken wollen, und dann würden sie eine Folge der Kreuzzüge seyn. Es ist gewiß, daß verschiedne aus dem Arabischen genommen sind, wie ich zu beweisen Gelegenheit haben werde; ja man weiß, daß diese Art von Schriften im Oriente sehr alt ist, daß man sie allemal hochgeschätzt hat und daß sie zuweilen sogar die Regierung aufmerksam auf sich gemacht haben *).

Zu dem Reitze, den diese kleinen Gedichte der Beschaffenheit ihrer Materie zu verdanken haben, fügten unsre Schriftsteller noch die Annehmlichkeit des Vor-

*) Der Abt Mascrier redet (in seiner Reise nach Egypten) von einem Hospitale, welches die Kalifen mit unglaublicher Pracht und Sorgfalt erbauet hatten, in demselben hätte man, unter andern zur Erleichterung der Kranken erfundnen Mitteln, einige abgesonderte Säle gefunden, worein sich die, welche nicht schlafen konnten, begeben hätten. Daselbst trafen sie Tonkünstler an, welche sie durch ihre Instrumente aufheiterten, oder besoldete Leute, die sie durch Erzählungen unterhalten musten.

trags und der Musik. Das Aufleben der Dichtkunst und die Gunst, welche sie bey den Großen erhielt, hatten in Frankreich eine Menge Bänkelsänger hervorgebracht, deren einziges Geschäft war, daß sie aus einer Provinz in die andre zogen und die verschiednen Produkte der Dichter absangen; dies war die einzige damals gewöhnliche Art, die Dichter bekannt zu machen. Ihrem Stande nach als Tonkünstler setzten sie das in Musik, was zum Singen eingerichtet war, und sie sangen es auch selbst ab, indem sie sich mit verschiednen Instrumenten accompagnirten. Oft geselleten sich Dichter zu ihnen und fast allemal Jongleurs, welche im Taschenspielen erfahren waren oder abgerichtete Thiere herumführten; dergleichen lustige Gesellschaften zogen von Stadt zu Stadt und von einem Schlosse zum andern, um das gemeine Volk und den Adel zu belustigen. Allein die herumschweifende Lebensart brachte dieses Handwerk sehr bald in Verachtung. Die Trunkenheit ihrer Mitglieder, ihr niedriger Geiz, und ihre verderbten Sitten überhäuften sie mit Schimpf und Schande; indessen belustigten sie doch, und man verehrte ihre Talente, indem man ihre Person verachtete. In den benachbarten Staaten galten sie eben das, was bey uns. Richard I. König von England zog sie mit großen Belohnungen an seinen Hof, und aus einer

Verordnung der Stadtbeamten von Bologna, welche 1228 gemacht wurde, und worin man den französischen Sängern verbot, sich zu lange an den öffentlichen Pläzzen aufzuhalten, siehet man, daß sie sich zu der Zeit schon nach Italien ausgebreitet hatten.

Die Franzosen, welche heut zu Tage über das Verdienst der seit einigen Jahren bey ihnen eingeführten Italienischen Musik so lebhaft streiten; die sich zuweilen eine besondre Ehre daraus machen, daß ihre Sprache, ihre Bühne und so gar ihre Moden von ganz Europa geschätzt werden, diese, sage ich, werden sichs gewiß nicht träumen lassen, daß einige Jahrhunderte zurück ihr Vaterland einen noch weit ausgebreiteteren Ruhm genossen hat; ihnen hatte man die ersten Dichter und die Wiederherstellung der Dichtkunst zu verdanken; ihre Musik wurde geschätzt; ihre Erzählungen und Romane wurde bewundert, nachgeahmt und in die Sprachen aller Nationen übersetzt; endlich wurden ihre Rittergebräuche und Turniere vom Baltischen bis zum Mittelländischen Meere überall eingeführt. So roh uns auch ihre Sprache scheint, so erfuhr sie doch ein bewundernswürdiges Glück. Sie wurde durch die Normänner *) nach Neapel und Sicilien; durch Wilhelm

*) Vermuthlich waren sie es auch, welche die Mode der Reime dahin brachten: denn Petrarch sagt im Anfange seiner Briefe,

helm den Eroberer nach England; durch die Kreuzzüge und daraus folgenden Eroberungen nach Syrien, Palästina, Morea, Cypern und nach Constantinopel gebracht und herrschte noch über dieses über alle andern lebendigen Sprachen nach einem so anerkannten Verdienste, daß die Engländer ihre Kinder sie zu erlernen nach Frankreich schickten, und daß Brunetto Latini, welcher während seines Aufenthals bey uns *) einen Unterricht zum Studiren schrieb, vorzüglich das Schreiben in unsrer Sprache verlangte: parce que la parlure, sagte er, en est plus delitable, et *commune a tous Langaiges.*

Dieser Sieg der Sprache, er sey so groß als er wolle, betraf nur die romanisch = französische. In allen hier angeführten Fällen ist gar nicht die Rede von der Provençalischen. Und was ich von den alten Fabeln angeführt habe, geht noch weniger auf dieselbe. Die vor vier Jahren herausgegebne Geschichte der Troubadours

Briefe, daß Italien sie aus Sicilien bekommen habe. Wenn dieses gegründet wäre, so würde es den Ruhm der Provençalen sehr verringern, welche man für die ersten Lehrer von Italien ansieht.

*) Dieser ist der erste Italienische Schriftsteller unter den Neuern. Er flohe 1260 nach Frankreich, um den bürgerlichen Kriegen zu entgehen, die sein Vaterland Florenz verwüsteten.

dours liefert uns nur zwey Erzählungen in derselben; die eine, vom Arnold von Carcasses und die andre von Raimond Vidal *); beyde wurden zu einer Zeit verfertiget, da die meisten Erzählungen der Fabeldichter schon vorhanden waren. Es wird dienlich seyn, ei-

*) Der Geschichtschreiber zählt ihrer viere: nemlich, zwey von Peter Vidal, die eine enthält Regeln für die Liebe und die andre Nachrichten über die Profeßion der Jongleurs, die dritte ist von eben dem Raimond, worin man eine Dame aufführt, welche das Herz eines Ritters, den sie durch ihre Strenge abwendig gemacht hat, wiedererobern will, als sie sieht, daß er sich eine andre Geliebte erwählt. Weder der Ritter, noch seine neue Geliebten wollen von ihrer Eroberung abstehen. Der Streit wird also vor einen Richter gebracht, und dieser thut den Ausspruch, daß der Ritter seine vorige Verbindung wieder erneuern soll, weil die Dame ihr Unrecht erkennt. In der vierten Liebesgeschichte, welche Cigala erzählt, kommen zwey Ritter, nemlich Brüder, zu einer nächtlichen Zusammenkunft, welche ihnen ihre Mätressen bestimmt haben. Unterwegens hören sie, daß einige Reisende ihren Namen nennen und sich bereden, daß sie bey ihnen Nachtquartier machen wollen; Sogleich giebt der eine von den Liebhabern, aus Höflichkeit und die Ehre seiner Liebsten zu retten, das Vergnügen auf, das er von ihr erwartete, und geht ohn Verzug nach Hause; und der Dichter läßt nun durch zwey redend eingeführte Personen untersuchen, welcher von den beyden Brüdern seine Liebe am besten bewiesen habe. Man fühlt es wohl, daß keine von diesen Erdichtungen als eine Erzehlung kann angesehen werden. Die zwey ersten vom Peter Vidal sind weiter nichts, als geschickte Einkleidungen nützlicher Lehren; die Geschichte des Raimond aber ist ein richterlicher Ausspruch im Geschmack wie die Gerichtshöfe der Liebe entschieden; und des Cigala seine, ein Tenzongedichte oder Wettgesang.

nen Auszug davon zu geben, damit man sie mit den Arbeiten unsrer Dichter vergleichen könne.

Ein Ritter, der in eine Dame verliebt ist, schickt seinen Papagay mit einem Liebesantrage an sie ab. Die Dame nimmt sein Herz an; es stößt sich nur noch daran, auf was für Art er zu ihr kommen könne, und der bestürzte Liebhaber weiß keinen Weg ausfindig zu machen. Endlich schlägt der Papagey ein Mittel vor; nemlich man solle Feuer im Schlosse anlegen, in der Hofnung, daß die Schöne unter dem Lerm, der in dergleichen Fällen gewöhnlich ist, würde entwischen können. Der Vogel führt seinen Entwurf aus und trägt in seiner Kralle etwas Feuer in das Sparrwerk. Die Dame entflieht wirklich, stellt sich an dem bestimmten Orte ein und findet, daß dieser Streich der artigste ist, den man je ersonnen hat.

In der Liebesgeschichte des Raimund Vidal liebt der Ritter Bascol die Gemahlin seines Nachbars Alphonsus von Balbatre, ohne daß er seinen Zweck hätte erlangen können. Ihr Mann bekommt Nachricht von dieser Liebe und wird eifersüchtig; um nun seine Gemahlin auf die Probe zu stellen, erdichtet er eine Reise, kommt aber noch denselben Abend wieder und stellt sich, als wenn er Bascol wäre. Sie erkennt

ihn

ihn aber, behandelt ihn übel, sperrt ihn ein und läßt ihren Liebhaber kommen, dem sie jezt, im Zorn über die schimpfliche Probe, alles das zugesteht, was sie bisher so muthig abgeschlagen hatte. Den Morgen darauf versammelt sie ihre Hausbedienten und verlangt, sie sollen sie an einem Verführer rächen, der, wie sie vorgiebt, einen Anschlag auf ihre Tugend gemacht hätte. Man kommt mit Waffen und Prügeln herzugelaufen. Alphonsus giebt sich zu erkennen, bittet um Vergebung und schwört ihr zu, daß er künftig ein unumschränktes Vertrauen in sie setzen wolle. Aber die Gemahlin vergiebt ihm nicht eher, bis er verspricht dem Bascol eine Ehrenerklärung zu thun und sich gehörig bey ihm zu entschuldigen.

Wir wollen unsern Faden wieder ergreifen und sehen, worauf sich denn der große Ruhm der Troubadours gründet, oder was vielmehr der Leser selbst über ihre Talente urtheilet: denn ich führe hier keinen Proceß, dessen Akten unbekannt wären. Ihre Geschichte ist vorhanden; man schlage sie auf, und was wird man darin finden? Satyren, Klinggedichte, ellenlange ermüdende Liebeslieder, ohne Glanz, ohne Schilderungen und ohne Rührung; kurz, eine einschläfernde Einförmigkeit, welche alle Kunst des Herausgebers und der

Schmuck seiner Schreibart nicht einmal hat verhüten können. Einer von diesen Dichtern, der seine Landsleute wegen ihrer vorzüglichen Geschicklichkeit in der Dichtkunst rühmen will, legt ihnen selbst dieses Verdienst bey. Sie haben, spricht er, vortrefliche Troubadours, die Verse, Lieder, Tensons, Sirventes und Gespräche verfertigen. (s. Gesch. der Troubadours 2 Th. S. 416.) Dies war es; was man dazumal die fröhliche Wissenschaft nennte (gai saber); da haben wir aber auch alles genau berechnet, was diese gelehrte Lustigkeit ausgeheckt hat.

Indessen, daß ich es wiederhole, rühmen uns einige ihrer Provinzen immer ihren reinen Himmel und stets blühende Erde. Wenn man sie hört, so sollte man glauben, bey ihnen träfen wirklich die Erdichtungen von dem Elysium der Alten ein, und daß hier die Kinder fast unter Trommeln und Pfeifen gebohren würden. Aber warum haben denn, bey alle dem schönen milden Himmel und den Wollust athmenden Lüften, die doch unwiderstehlich dem Herzen einen Geschmack am Vergnügen und an der Liebe einflößen, bey den Vortheilen, welche die harmonische und wohlklingende Provençalische Sprache über unsre Romanische davon trug, da sie mit so vielen sanften Buchstaben und stummen

Sylben

Sylben angefüllt war; warum, sage ich, haben denn sowohl die Troubadours als auch die übrigen Provençalen nur elende Lieder verfertigt? Warum haben sie alle gleich durch die Erzählungen verabsäumt, gerade die Dichtungsart, welche die meiste Munterkeit verräth und die an hohen Festen besonders gebraucht wurde, die Fürsten und Großen des Reichs zu belustigen? Ist es nicht zum Erstaunen, daß sich ihre Lustigkeit nur geübt hat, ich will nicht sagen, Satyren zu schreiben; denn das hätten sie auch mit einigen Dichtern in der romanisch-französischen Sprache und mit denen, von allen Zeitaltern gemein gehabt; sondern ich sage, eine so verhaßte Art von Gedichten zu verfertigen, die ihnen ganz eigen war, und die bey ihnen unter dem Namen der Sirventen so in Ansehen stand, daß sie den größten Theil ihrer Werke ausmacht? Zu was für betrübten Bemerkungen würde dieser Fall nicht Anlaß geben, wenn man ihn tiefer untersuchen wollte!

Endlich, damit ich diese Untersuchungen abkürze, als deren besondere Erörterung über die Grenzen meines Gegenstandes ausschweift, so haben unsre französischen Reimer des dreyzehnten Jahrhunderts auch in der dramatischen Dichtkunst die Laufbahn eröfnet; dieses will ich weiter unten durch Originalstücke beweisen,

die mir meine Bemühung in die Hände gespielt hat. Die Geschichte, welche man von unsrer Schaubühne aufgesetzt hat, liefert uns in den drey folgenden Jahrhunderten eine unzählige Menge von moralischen Komödien, Mysteres, Farçen und Possenspielen; dieses sind abgeschmackte Arbeiten, ich gebe es zu, ohne irgend einen Plan, ohne Regeln und Geschmack; sie haben aber doch der herrlichen Aufklärung unsrer ietzigen Bühne den Weg gebahnt. Nun frage ich aber auch, was für welche hat man unter diesen Stücken wohl den Troubadours zu verdanken? Was haben diese ausschliessenden Besitzer der sogenannten fröhlichen Wissenschaft wohl zum Fortgange der Künste beygetragen? Was ist ihnen endlich die französische Bühne vor Dank schuldig?

Wir müssen nichts verschweigen, sondern den Muth fassen, auch hier eine wichtige und gewiß ausserordentliche Anmerkung bekannt zu machen, welche sich hier darbietet und, wie ich glaube, bis ietzt noch Niemand gemacht hat: nemlich, daß die Provinzen, welche im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte die französischen Romanenschreiber und Fabeldichter hervorbrachten, eben diejenigen sind, welche im siebenzehnten und achtzehnten auch einen Moliere, Boileau, Racine, la Fontaine, Bossuet, Voltaire, Rousseau, Corneille,

Büffon, Conde', Türenne, le Brün, Descartes, Vauban u. a. m. aufstelleten; d. i. solche Genies, solche Beredsamkeit, schöne Erfindungen, erhabne Talente, kurz, jene großen Männer, die Frankreich verherrlichet oder vielmehr, jeder in seiner Art, die Grenzen der Wissenschaften erweitert haben. Sollte es wohl der Natur gefallen haben, bey der so ungleichen Vertheilung ihrer Gaben unter die verschiednen Provinzen des Reichs, gerade die glänzenden Gaben des Witzes denen gegen Norden der Loire liegenden Provinzen zu ertheilen *)? Ich kenne die Ursachen dieser Erscheinung nicht, überlasse also andern die Ehre, sie zu entdecken. Aber das kann ich nicht umhin anzumerken, daß sie schon damals anfing, unsre nördlichen Provinzen mit derjenigen schöpferischen Kraft, mit dem Feuer und der Fruchtbarkeit an gelehrten Werken zu

*) Der Ausdruck, gegen Norden und gegen Süden der Loire, dessen ich mich bisher bedient habe, um die Grenzen beyder Sprachen zu bezeichnen, muß nicht in völliger Strenge genommen werden. Die Herrschaft der romanisch-französischen hörte eben nicht genau mit dem Ufer dieses Flusses auf. Mit mehrerem Rechte müssen auch einige jenseitige Provinzen, z. B. la Touraine und Orleans als solche angesehen werden, die sie ganz beherrschete. Auch habe ich bisher Niederbrittannien vergessen davon auszunehmen, welches seine besondre Sprache hatte; denn bey einem so großen Haufen von französischen Provinzen kommt ein so kleiner Theil nicht in Rechnung.

zu beglücken, welche hernach zum zweyten Mahle, doch mit mehrerem Rechte, unsre guten Schriftsteller dem ganzen Europa zu Mustern und zur Bewunderung aufgestellt hat.

Vermöge einer den Reimern so gewöhnlichen Eitelkeit gaben sich die Provençalischen Dichter den Namen der Troubadours, die französischen aber nennten sich Trouveurs oder Trouverres; ein stolzer Beyname, welcher in beyden Sprachen von dem Worte trouver, erfinden, abgeleitet wurde, und die Gabe der Erfindung oder das Genie bezeichnete, auch so viel bedeutete, als der Name Poet, welchen sich die griechischen Dichter beygelegt hatten. Allein, das Wort Troubadours änderte seine Bedeutung gar bald. Da man zur Bezeichnung der Dichter des südlichen Frankreichs keinen andern Ausdruck hatte, als Provençalen, und dieses Wort zugleich alle Bewohnner der Provence ohne Unterschied anzeigte, also zweydeutig war; so beschloß man überhaupt, wenn man ihre Dichter meynte, einen andern Ausdruck zu gebrauchen und so nennte man sie Troubadours. Unter dieser Benennung kennt man sie auch noch heut zu Tage; und man sieht zugleich, wie aus dem Namen eines besondern Talentes sogar ein Hauptname einer ganzen Profession werden kann. Mit der ehrwürdigen Bedeutung des Worts Trouveurs

war

war es aber nicht so. Nachdem dasselbe noch eine Zeitlang von den Musicanten, Dichtern und gleichzeitigen Schriftstellern war im Munde geführt worden, so verschwand es, denn, weil man es nicht nöthig hatte, so ward es auch nicht in die Sprache aufgenommen. Selbst die erwähnten Dichter wurden gar bald vergessen. Weil auch Italien den Troubadours viel Achtung erwies, so sprach man in unsrer neuern Litteratur nur von den letztern; und daher floß dieser Irthum, daß man Stellen, welche auf die Trouveurs gingen, ohne Unterschied auf jene anwendete, und sie mit alle dem beehrte, was doch diese letztern betraf *), und so wurden

*) Man ist gar so weit gegangen, daß man Schriftsteller, welche in romanisch-französischer Sprache gedichtet haben, auch unter die Provençalen gerechnet hat. Z. B. den König von England, Richard das Löwenherz. Von diesem Fürsten hat man zwey Werkchen; eins schrieb er in seiner Gefangenschaft, als er durch Deutschland reisete und von Leopold, Herzog von Oesterreich gefangen gesetzt wurde; das zweyte richtete er an den Dauphin von Auvergne und an den Grafen Gui, Vater des Dauphins, wodurch er beyde zum Kriege wider Philipp August reitzen wollte. Der Verfasser der Geschichte der Troubadours meldet, sie wären in französischer und provençalischer Sprache geschrieben und er setzt hinzu, das französische Werkchen wäre vermuthlich nur die Uebersetzung. Sollte das wahr seyn, so wäre dies das einzige mir bekannte Beyspiel von übersetzten Liedern bey unsern Dichtern. Wäre es aber nicht hingegen wahrscheinlicher, daß das Französische das Original wäre, und daß, weil eins von beyden Werken an zwey Provençalen geschickt wurde, das andre aber in die, Hände der Gasconiers und derer von Poitou,

den endlich die Troubadours ganz allein für die ersten Urheber der französischen Litteratur gehalten. So gar auf ihre Meistersänger erstreckte sich ein Theil dieses vorzüglichen Ruhms. So bald man an dem Hofe eines Fürsten einen Sänger gewahr wird, so schließt man gleich, er hat provençalische Gedichte abgesungen, und man denkt nicht daran, daß diese Gedichte in einer Sprache geschrieben waren, die nur für gewisse Provinzen gehörte, folglich von den andern *) nicht konnten ver-

Poitu, als Vasallen Richards kommen sollte, er sie ins Provençalische oder vielmehr in die niedere Landessprache übersetzen ließ? Ich habe das Französische in verschiednen Handschriften gefunden, welche alte französische Lieder enthalten, nemlich in des Marquis de Paulmy seiner und in der Sammlung von Gesängen vor dem vierzehnten Jahrhunderte, welche der Herr vom Saint-Palaye veranstaltet hat. Im übrigen ist es ausgemacht, daß der englische Monarch unsre Sprache redete, denn es war die Sprache seiner Ahnen und auch diejenige, welche durch die Eroberung in England war eingeführt worden. Endlich ist die Begebenheit mit dem bekannten Blondel der unläugbarste Beweis, daß der König romanisch-französisch schrieb, denn man sagt von der Geschicklichkeit des erstern, daß er das Gefängniß des Königs durch ein Liedchen entdeckt, welches er gesungen habe, und worauf der König aus dem Thurme, welcher ihn einsperrete, geantwortet hätte. Nun war dieser Blondel ein französcher Dichter und Meistersänger; auch das Lied war, wie es der Geschichtschreiber der Troubadours selbst gesteht, ein französisches Lied, welches ehedem Blondel mit dem Könige Richard verfertigt hatte.

*) Hier ist es Zeit den Leser in Stand zu setzen, daß er über die Verschiedenheit beyder Sprachen urtheilen könne. Hier ist

verstanden werden, noch viel weniger in auswärtigen Ländern. Wenn nun heut zu Tage ein Meistersänger von

ist eine Strophe in romanisch-provençalischer Sprache; man muß auch bedenken, daß die Aussprache sehr vieles dazu beytrug; daß sie schwer verstanden wurden.

Al chans d' aufels commenza ma chanso,
Cant aug chantar la Gluanta et Aiglos,
E p' els cortils vey verdeyar lo luis
La blava flors qe par entr' els boissas
E'l riu clar corren sobr' els sablos,
La ù s' espand la blanca flor del lis . . .

Uebersetzung.

Unter dem Gesange der Vögel erhebe ich mein Lied; wenn ich höre singen . . . . . ; wie sehe ich in den Gärten die Erde grünen; wie blickt die blaue Viole aus den Gesträuchen hervor, wie rollen die klaren Bäche über den Sand, da, wo die weisse Lilie sich entfaltet!

Hier ist ein Gedicht in romanisch-französischen.

Quant florist la violette
La rose et la flor (*fleur*) de glai (*glayeul*, *iris*).
Que chante li papegai, (*sorte d' oiseau*)
Lors mi (*me*) poignent amoretes (*amourettes*)
Qui me tiennent gai.
Mès pieca (*jamais jusq' ici*) ne chantai;
Or chanterai,
Et ferai
Chanson joliette
Pour l' amour de m' amiette (*ma mie*)
Ou grand pieca me donnai.
(*A la quelle de puis long temr je me suis donné.*)

Ein andres in eben derselben Sprache:

Prenés - i garde;
S' on (*si l' on*) me regarde,
Dites - le moi.

Tr

von den Ufern der Garonne in die Städte und Schlösser der Normandie oder von Isle de France kommen wollte, und wollte uns eins auf Goudoulin vorsingen, so frage ich, wie würde der wohl sein Glück machen? Dieses Urtheil kann man auch von den Provençalen fällen und einige für sie günstige Vorfälle werden es nicht aufheben. Sehen wir nicht, daß es von Zeit zu Zeit italiänische und deutsche Bänkelsänger wagen, unsre Provinzen zu durchziehen? Es würde aber gewiß einem Deutschen oder Italiäner übel gedankt werden, wenn er nach zwey oder drey Jahrhunderten käme und unsern Enkeln aus diesem Falle beweisen wollte, was für einen glücklichen Fortgang die Musik seines Vaterlandes in Frankreich gehabt hätte.

Dies

Trop sui gaillarde,
Bien l'aperchoi (*l'apperçois*):
Ne puis laissier que mon regarde s'esparde;
(*Je ne puis m'empecher de promener mes yeux à droite et à gauche*),
Car tes m'esgarde (*tel me lorgne*),
Dont mout (*beaucoup*) me trarde
Qu'il m'ait o (*avec*) soi
(*Qui me donnerait grande envie d'etre avec lui*).

Diese Sprache war in den südlichen Provinzen bis ins 15te Jahrhundert ganz und gar unbekannt, sie wurde also daselbst von den wenigsten Personen verstanden, so gar unter denen vom ersten Range. (S. Hist. du Langue d. par D. *Vaiss.* IV. Th. S. 502.

Dies sey also genug über diese Materie. Sie schien mir eine zu neue und auffallende litterarische Streitfrage darzubieten, als daß ich nicht hätte glauben sollen, man würde mir es Dank wissen, wenn ich sie erwägete. Der Leser mag nunmehr den Ausschlag geben. Mit den Beweisen kann er nicht hintergangen werden, ich sage es noch einmal; denn die Geschichte der Troubadours liegt ihm vor Augen. Und ich schätze mich wegen dieses Vortheils glücklich, weil mir derselbe die Antworten auf die Einwürfe und Kritiken erspart, welche ich nur allzugewiß erwarte. Wenn übrigens das Urtheil für die südlichen Dichter ungünstig ausfiele; wenn die schönen Provinzen, welche sie hervorgebracht haben, sollten dazu verdammt werden, den ruhmvollen Vorzug, womit sie bisher beehrt worden sind, zu verlieren; so will ich gern glauben, daß es ihnen wenig Mühe kosten wird, sich dessen zu begeben. Die Natur hat an sie so viele andre Vortheile verschwendet, daß sie es ihr gar leicht vergeben können, wenn sie ihnen auch diesen versagt hätte. Wenigstens bliebe ihnen noch das übrig, daß sie Italien einen Geschmack an der Dichtkunst eingeflößt, daß sie einen Petrarch, Dante und andre gebildet und gleichsam mit ihrer Muttermilch genähret haben, und was dergleichen schmeichelhafte Vorzüge mehr sind.

Indem ich also das wirkliche Talent der Troubadours auf die Wage lege, so habe ich deswegen eben nicht, wie man sich wohl wird überzeugen können, ihren Mitbuhlern eine blinde-Bewunderung geschworen. Was verschlägt es denn mir, wenn ich alles erwäge, welche Provinz des Reichs eigentlich vor sechs Jahrhunderten die besten Dichter erzeuget hat. Eben die Gründe zur Unpartheylichkeit habe ich auch gegen die Fabeldichter, gegen sie, in denen man unter allen die meiste Fruchtbarkeit und das meiste Talent antrift. Dieses sind für mich nur angenomne Kinder, welche mein väterliches Herz sehr wenig in Bewegung setzen, und ich fühle es, daß ich sie richten könnte, ohne ein Brutus zu werden. Indem man ihnen aber Fehler beymißt, und zwar Fehler, welche mehr ihrem Zeitalter als ihnen selbst anzurechnen sind; so wäre es ja wohl auch billig, ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wenn ich zum Beyspiel erzehlen wollte, daß blosse ungelehrte gemeine Leute, ohne Cultur, ohne Muster und ohne irgend solche Hülfsmittel, welche uns so viele gute Bücher und allgemein ausgebreitete Kentnisse verschaffen, Erzählungen ersonnen hätten, wodurch sie ihr Zeitalter belustiget und die französische Munterkeit so lange unterhalten hätten: so würde gewiß dieser Umstand im Reiche der Litteratur die Neubegierde aller rege machen,

aber

aber sie auch zugleich um Nachsicht bitten. Man würde doch sehen wollen, wie weit es der menschliche sich selbst überlaßne Witz bringen kann. Fügte ich aber noch vollends hinzu, daß eben diese Personen die ersten waren, welche seit dem Einfalle der Barbaren in Europa Erzehlungen auf die Bahn gebracht haben; daß andre Nationen nur diese abgeschrieben oder nachgeahmt haben; daß ihnen Italien seinen Boccaz zu verdanken hat, auf welchen es so stolz thut, und dem es die Erfindung einer reizenden Art von Gedichten beylegt; alsdann würde man, wie ich glaube, erst anfangen, für sie eingenommen zu werden. Und was würde erst geschehen, wenn ich weiter bewiese, viele dieser Erzehlungen wären so beschaffen, daß ich sie noch dem Boccaz und Lafontaine anbieten könnte, und, ohngeachtet eines in fünf Jahrhunderten nothwendig erfolgten Wachsthumes in der Vollkommenheit, zeigten doch alle darauf folgende Erzähler, bey aller ihrer großen Kunst, Dichterkraft und reizenden Schreibart, weder so viel Wahrheit im Erzählen noch so viele Rührung und Mannichfaltigkeit.

Die Romanenschreiber sind sich alle ähnlich, weil sie fast alle einen Ritter zum Hauptgegenstande wählen, welcher nach dem Geschmacke des Zeitalters gewisse Heldentha-

denthaten verrichten muß; ein so enger Wirkungskreis läßt nur eine gewisse Art von Handlungen zu. Die Fabeldichter hingegen, deren Gedicht zu enge Grenzen hatte, und nur in einer einzigen Geschichte bestand, konnten sich nicht auf eine Art der Einkleidung einschränken; daher kommt es nun, daß die aufgestellten Personen einander wenig ähnlich sehen. Aber ein ganz besondrer Vortheil, den diese für den ersten voraus haben, ist derjenige, daß ihre Erzählungen gemeiniglich für öffentliche Plätze oder adelige Versammlungen bestimmt waren, und sie folglich, nicht nur im Anfange, wie die Romanenschreiber, sondern auch oft mitten in der Erzählung, die Rede an die Zuhörer richteten; denn dieser Umstand machte die Erzählungen einem Dialoge ähnlicher als unsre und gab ihnen ein dramatisches Ansehen. Laßt uns hierzu noch eine ungekünstelte, deutliche und natürliche Art zu erzählen setzen, viele Empfindung, Schilderungen des menschlichen Herzens, die bis zum Erstaunen wahr sind; zwar keine von den kleinen dichterischen Episoden, worin sich von Zeit zu Zeit die Erfindungskraft des Schriftstellers äussert und wodurch zuweilen die Kunst den ermüdeten Leser in einer allzutrocknen Erzählung aufheitert; dagegen aber findet man viele kleine Umstände und solcher Zwischenbegebenheiten, die dem Hauptgemälde so vortheil-

haft sind und es hervorstehend machen; vornemlich aber die Aufrichtigkeit eines Erzählers, der von dem überzeugt ist, was er vorträgt und eben dadurch trotz einer Menge Unwahrscheinlichkeiten verführt, weil man ihn, bey seinem freymüthigen Tone, gar nicht zum Verführer fähig hält.: im übrigen nichts Gezwungenes, nicht einmal einen Gegensatz; zuweilen ein kraftvolles Sprichwort; niemals eine von den auffallenden und stolzen Maximen, die in unsern neuern Schriften so häufig sind; kurz, man findet zwar oft einen üblen Geschmack und viele Fehler, aber doch wenigstens keine Fehler eines schönen Geistes.

Wer nur ein wenig gelesen und sich dabey an etwas Aufmerksamkeit gewöhnt hat, der wird schon wissen, daß nicht nur jedes Volk seine besondre Schreib- und Erzählungs-Art hat, sondern daß auch aus den dichterischen Werken, dergleichen die Romane sind, und unter diesen wieder aus den ausschweifendsten, der Geist, die Gemüthsbeschaffenheit und die Sitten einer Nation auf das wahrhafteste hervorleuchten, ja oft noch hervorstechender als in der Geschichte dieser Nation selbst. Diese Anmerkung scheint auf die Vernunft gegründet zu seyn, wenn man nemlich bedenkt, daß der Schriftsteller doch zu den Possen, die sein Gehirn ausheckt, Menschen haben muß, und daß es solche Menschen sind,

wie er sie täglich um sich sieht. Auch werden geübte Augen gar bald den Geschmack der Regierungskunst darin entdecken. Man schlage zum Beyspiel, orientalische Erzählungen auf. In der That, wenn man darin Sultane aufgestellt sieht, als Beyspiele einer grausamen und unerbittlichen Gerechtigkeit, einer ausschweifenden Freygebigkeit, einer besondern Enthaltsamkeit im Zorne oder wenn ihnen derbe Wahrheiten vorgesagt wurden, daß sie sie nicht gleich mit dem Tode bestraften; so wird man von selbst sagen: da haben wir das Gepräge der Sclaverey und des Despotismus. Laßt uns darauf unsre Ritterromane durchlaufen; so wird man auf einer Seite Helden sehen, welche sich vornehmen, aus einem Lande ins andre zu ziehen, und Tyrannen auszurotten und die Bedrängten und Damen zu schützen; auf der andern Seite, Vasallen, die mit ihren Obern in beständigen Kriegen verwickelt sind, Ritter, die sonst nichts können, als nur sich schlagen, Damen, die keinen andern lieben, als wer sich tapfer herumschlägt, beständige Ausfoderungen und eine rasende Begierde zum Klopffechten und Jedermann anzufallen. Nun frage ich, ob man nicht hierin lauter Unterdrückung, Empörung und ungezähmten Muth erblickt, welcher noch zuweilen zum Glück eine Begeisterung zur Tapferkeit erzeugte?

Eben

Eben wegen dieser einnehmenden Schilderung der Sitten und Gebräuche ihrer Zeit, noch mehr aber wegen gewisser besondrer Schönheiten pflegen die alten Fabeln so zu gefallen. Zu dem sind es nicht nur die allgemeinen Sitten, die sie uns schildern, sondern die Sitten der vornehmsten Personen. Da die Fabeln ihrer Natur nach, wie das Schauspiel, dazu gemacht sind, daß sie die gewöhnlichen Handlungen des Privatlebens schildern sollen, so zeigen sie uns die Nation gleichsam im Haushabite, wenn man so reden darf. Meinungen, Vorurtheile, Aberglauben, Gewohnheiten, einen Gesellschaftston, eine besondre Art zu lieben, alles findet man darin und viele Dinge nirgends anders als hier. Ja, ich glaube so gar, wenn man sie gelesen hat, so wird man die Franzosen des dreyzehnten Jahrhunders noch weit besser kennen lernen, als wenn man alle unsre neuern Geschichte durchstudirte. Ich thue auch meinen Lesern nicht Unrecht, wenn ich sie auf die Glaubwürdigkeit solcher Denkmale verweise. Es sind zwar Erzehlungen, das ist wahr, aber es ist damit gerade so beschaffen, wie mit gewissen Gemählden, wo der Gegenstand und die Personen vom Mahler sind erfunden worden, und in welchen alles wahr ist, nur die Personen und ihre Begebenheit nicht.

Man muß gestehen, daß die Sitten, welche die alten Fabeln vorstellen, nicht allemal die ehrbarsten sind, und ich habe während meiner Arbeit mehr als ein Mahl diese traurige Bemerkung machen müssen. Und was noch ärger ist, so klingen gemeiniglich die Ausdrücke so grob, daß es erstaunend auffält. Die Ursache mochte nun in der Einfalt der Zeiten liegen, oder darin, daß man glaubte, wie der Roman von der Rose sagt, es sey keine Sünde, das ausdrücklich zu nennen, was Gott geschaffen hat, oder auch, weil die Sprache noch nicht gebildet war, daher auch der Hang zur Wollust noch keine so witzigen Umschweiffe und geschickte Umschreibungen ersonnen hatte, die bey alle dem das Laster schmücken, indem sie es nur halb bedecken; von den Fabeldichtern wird alles bey seinem rechten Namen genennt. Ja diese abgeschmackten Ausdrücke findet man nicht nur da, wenn der Verfasser erzählt; sondern zur höchsten Verwunderung sogar in dem Munde ehrbarer Mädchen, tugendhafter Frauen und der Eltern, die ihre Kinder unterrichten wollen. Ferner, wenn man unsern damaligen Dichtern weiter nichts als Worte vorzuwerfen hätte, so könnte man noch wohl ihre Vertheidigung unternehmen, denn da man doch sich über diese Worte, so gut wie über andre, muste verglichen haben, so haben sie aus der guten Gesellschaft

können verbannet werden, so wie sie in dieselbe waren aufgenommen worden. So aber sind gewisse Erzehlungen auch wegen der Sachen selbst strafbar; denn nie wird eine gesunde Sittenlehre die Ausschweifung in der Liebe oder den Ehebruch billigen. Indessen finde ich doch unter diesen unanständigen Erzählungen verschiedne, welche ein Vater (in dem Castoiement, einem Buche, wovon ich künftig zu reden Gelegenheit haben werde) seinem Sohne zum Unterrichte erzählt; wiederum andre, die der Ritter de la Tour, im folgenden Jahrhunderte dem Unterrichte für seine Töchter einverleibet hat. Waren denn die Begriffe von Schaam damals nicht eben dieselben, wie heut zu Tage? Ich muß es fast glauben, besonders wenn ich bedenke, daß sie wegen der natürlichen Wohlanständigkeit in gewissen Punkten von den unsrigen weit abgehen; daß, zum Beyspiel, fast in allen unsern mittägigen Städten die Ehebrecherinnen öffentlich durch die Stadt geführt wurden, und zwar die Mannsperson in bloßen Beinkleidern, das Frauenzimmer aber ganz oder bis an den Gürtel nackend; daß man die letztern zuweilen nöthigte, ihren Mitschuldigen auf eine noch unanständigere Art selbst zu führen; daß diese Züchtigung, so nackend durch die Stadt geführt zu werden, eine gewöhnliche Strafe der Huren war, und daß auf der Messe zu

Beau=

Beaucaire eine Zeitlang ein gewisser Wettlauf Mode war', wo blos die Huren entweder nur im Hemde oder ganz nackend um ein Packet Schnürsenkel laufen mußten u. s. f.

So ungewöhnlich aber auch die in den alten Fabeln geschilderten Sitten sind; so muß ich sie doch so anführen, wie sie sind, weil sie ihr Zeitalter beschreiben. Ich glaube man würde mich in beyden Fällen mit gutem Rechte tadeln, wenn ich sie entweder als Uebersezzer verändern oder als Schriftsteller erfinnen wollte. Warum will man sie aber auch nicht mit den Augen betrachten, wie man mit den antiquen Bildsäulen thut, welche in allen Ländern dem öffentlichen Anblicke ohne Hülle Preis gegeben werden und an deren Blöße sich niemand ärgert, weil sie für uns weiter nichts als Denkmale der Kunst sind. Demohngeachtet werde ich aber nie die Ehrfurcht vergessen, welche ich meinen Lesern schuldig bin. Unzüchtige Erzählungen werde ich ganz weglassen; einige aber nur im Auszuge liefern, oder werde nur die allzufreyen Stellen absondern. Dieses heißt nicht einen Schriftsteller plündern, sondern ihn in Stand setzen, daß er sich vor ehrlichen Leuten kann sehen lassen.

Es wäre mir ein leichtes gewesen, mich zu solchen Freyheiten verführen zu lassen, wenn ich mich ent-

schlies-

schliessen könnte, dem Beyspiele anderer zu folgen. Die Erzehler scheinen, wegen einer erstaunenden Verderbniß des Herzens, sich seit einiger Zeit gegen die guten Sitten verschworen zu haben; und wer heut zu Tage Erzählungen nennt, der meynt eine höchst wollüstige oder doch wenigstens sehr freye Schrift. Nichts destoweniger ist diese Art von Werken die angenehmste in der Litteratur, so wie sie die nützlichste werden kann; zugleich ist sie aber auch die ausgebreitetste, weil sie wirklich keinen Gegenstand ausschließt. So dachten auch die Fabeldichter, welche dieselbe in Frankreich einführten. Sie konnten mit dem Horaz sagen: quidquid agunt homines . . . nostri est farrago Libelli. Wenn es aber gleich frey geschriebne Erzehlungen giebt, so finden sich doch auch wirklich viele edle, rührende, muntre und heroische; ja einige dieser Stücke, als die beyden Liebhaber, Griselidis u. a. verbinden mit der rührendsten Lage ihrer Gegenstände eine sehr erhabne Moral. Boccaz, der nach unsern Dichtern schrieb, hat sie in ihrer Mannichfaltigkeit nachgeahmt. Wie kommt es nun, daß la Fontaine, der als der Vornehmste nach dem Boccaz schrieb, la Fontaine, der so viele Empfindung und Rührung in seine Fabeln brachte, doch in seinen Erzehlungen blos darauf denkt, die Sinne zu küzeln, und gar nicht an

das

das Herz? Was seine Nachfolger betrift, nemlich ein Piron, Vergier, Grecourt und andere, so kennt man schon dieser Herren Schreibart. Kurz, die Kirche brauchte weiter kein Mittel, das Lesen des Boccaz zu erlauben, als daß sie etwas weniges ausstrich; wollte es aber einer unternehmen, den la Fontaine und die übrigen angeführten Schriftsteller zu verbessern, so frage ich, was würde ihnen wohl noch übrig bleiben?

Eine zweyte aus der ersten fließende Bemerkung und die unsern Zeiten eben so wenig Ehre bringt, ist diejenige, daß diese schmutzigen Geschichtchen allemal einen Mönch oder Nonne zum Gegenstande haben; gerade als wenn die Wollust ein Erbtheil des Klosterkleides wäre. Mit Verdrusse sehe ich mich auch hier genöthiget, den ehrlichen la Fontaine anzuführen und zwar als einen ziemlich großen Sünder. Denn fällt es nicht, ohngeachtet aller zärtlichen Empfindung, welche sein bekannter Charakter und seine reitzenden Schriften einflößen, erstaunend auf, wenn man lieset die Franziscaner von Catalogne, Schwester Hanchen, die kranke Aebtissin u. s. w. Man sollte fast denken, alle Klöster wären nur von Satyrn und Messalinen bewohnt. Nein, nein, daraus bestehen die menschlichen Gesellschaften nicht. Es können sich zwar in alle Un-

ordnungen einschleichen, weil der Mensch überall Mensch bleibt; es giebt aber doch Gesellschaften, deren Glieder nicht zur allgemeinen Verderbniß beystimmen. So frey auch die Fabeldichter zuweilen redeten; so kann man ihnen doch nicht vorwerfen, daß sie in diesem Punkte einen so ehrwürdigen Stand und ein so schamhaftes Geschlecht verleumdet hätten. Unter denjenigen ihrer Erzehlungen, worin ein Liebeshandel vorkommt, sind zwar einige, wo Priester auftreten, und man muß gestehen, die damaligen Unordnungen des geistlichen Standes entschuldigten die Satyre einigermaßen; aber mehr als zwey giebts nicht darunter, die von Mönchen handeln, und nur eine einzige von Nonnen; letztere ist noch dazu nichts weniger als eine allzufreye Erzählung.

Das heißt aber nicht, daß es gar keine Unanständigkeiten darin gäbe, die alten Fabeln geben mehr als zu viel Beweise davon. Diese Zoten waren bey dem gemeinen Volke desto plumper, jemehr es dieses auch an Sitten war. Aber unter dem Adel bewirkte die Erhebung der Seele, welche das Ritterwesen und seine unglaublichen Vorurtheile einflößten, zuweilen eine Begeisterung, die sich bis zur Liebe schwang und einem Wahnsinne fast gleich kam. Man liebte eine Dame, weil man lieben muste, wenn man wollte geachtet seyn;

man

man trug ihre Livree, gehorchte ihrem geringsten Verlangen, unternahm für sie die gefährlichsten Handlungen. Sie war aber auch eine Göttin, zu deren Verehrung und Dienste man sich auf Zeit Lebens verpflichtet hatte. Da hörte man nie ein Wort oder eine Frage, welche ihre Tugend hätte schamroth machen können. Wer nur ein wenig die Sitten der alten Ritter kennt, der wird sehen, daß die Dulcinee des Ritters de la Manche keine alberne oder schwärmerische Fabel ist; und wofern man dem Cervantes etwas vorzuwerfen hat, so ist es doch gewiß nicht in diesem Puncte.

Es brauchten aber auch bey weiten nicht alle von dieser verliebten Schwärmerey angesteckt zu seyn. Sondern es mochte ein Schwärmer oder Freygeist, ein Ritter oder Schildknappe seyn, kurz jeder von Adel, von welchem Range er auch war, bestrebte sich, seiner Dame, deren Gunst er genoß, ja ihrem ganzen Geschlechte eine gleiche Ehrerbietung und Ergebenheit zu beweisen; und eben darin bestund die bekannte Artigkeit, von der so viel erzehlt wird. Einige Schriftsteller haben behauptet, sie wäre durch die erobernden Nationen vou Norden her zu uns gebracht worden. Wenn das wahr wäre, so müste man unzählige Beweise davon in unsrer Geschichte der ältesten Zeiten finden; es

ist

ist aber nichts weniger galant, als die Sitten unsrer beyden ersten königlichen Häuser. Zudem hatte die Achtung, welche die Deutschen ihrem Frauenzimmer erwiesen, gar etwas von göttlicher Ehrfurcht und Gottesdienste an sich. Sie fragten sie um Rath, befolgten denselben und glaubten, wie Tacitus sagt, gar, es wäre etwas Göttliches in ihnen. Dergleichen Vorurtheile herrschten bey unsern Rittern nie. Sie verehrten die Damen nur, weil sie sie liebten; sie waren nur höflich, nicht abergläubisch. Endlich beweiset auch das die wesentliche Verschiedenheit zwischen der Germanischen und alten französischen Galanterie, daß sie nicht nur Ehrerbietung und Gefälligkeit, sondern noch über dies Tapferkeit erforderte.

Die Nation ist zu allen Zeiten tapfer gewesen. Als die Unglücksfälle des Staats und die Empörung gegen die Regenten das Ritterwesen ersonnen hatten als eine Schutzwehr wider die Gewaltthätigkeit, so machte sich dasjenige Geschlecht, dessen Erbtheil Muth und Stärke ist, ein Gesetz daraus, dem schwächern zu helfen und dasselbe zu schützen. Ja man verband sich sogar durch einen feyerlichen Schwur dazu, wenn man zum Ritter geschlagen wurde. Sobald aber der Muth eine Handlung der Wohlthätigkeit und Tugend wurde, so wuchs

die hohe Meynung, welche man sich schon lange von derselben gemacht hatte, zu einem solchen Grade heran, daß man ihn für eine der ersten Eigenschaften ansahe. Da sich nun also der Adel auf die Seite der Waffen geschlagen hatte, so bildete er sich sogar ein, daß er ein ausschliessendes Recht dazu hätte, so daß er sich auch eine Ehre daraus machte, keine Wissenschaften zu haben. Ihre Spiele wurden endlich zu kriegerischen Übungen; alle ihre Feste wurden von Turniren und Lanzenbrechen begleitet; sie glaubten einer Geliebten nicht besser gefallen zu können, als wenn sie zu ihrer Ehre eine Lanze brächen oder vor ihren Augen einen Feind zur Erde streckten. Dergleichen Sitten bey Personen, die nur zusammenkamen, um sich zu schlagen, mußten endlich in Wildheit ausarten. Da fand sich an eben dem Orte, wo das Übel herkam, auch ein Mittel dawider. Die Liebe, den Damen zu gefallen, besänftigte diese blutgierigen Menschen wieder. Es gab nun keine wahren Heldenthaten mehr, als diejenigen, von denen sie die Zeuginnen waren; keine wahre Ehrenbezeugung als nur die, die Damen austheilten. Diesen martialischen Geist, welcher sonst aus Frankreich einen Kampfplatz wilder Bestien gemacht haben würde, lenkten sie nun auf die Turniere; und die Ehre, welches man kaum glauben wird, die man sonst in Schlachten einerntet, hieß

nichts

nichts gegen diejenige, welche bey diesen prächtigen Spielen zu erjagen war, wo die Damen den Vorsitz hatten.

Diese erstaunenden Vorurtheile eines so höchst wunderbaren Heldenmuths, dessen die Geschichte der Nationen nur Meldung thut, dauerten ununterbrochen fort, bis auf den traurigen Vorfall, welcher dem Könige Heinrich II. den Tod brachte. Alsdenn wurden die Turniere abgebracht, und obgleich der Hof statt ihrer Pferde- und Ringel-Rennen anordnete, so befand sich doch der Adel auf einmal ausser aller Übung. Indem also die brennende Begierde zu den Waffen und zu Kämpfen keine Nahrung ferner hatte, so verwandelte sie sich in die Wuth zu Duelliren; welche noch durch die Hitze der dazukommenden bürgerlichen Kriege mehr angeflammt wurde und Frankreich seit zweyhundert Jahren vielleicht mehr Blut gekostet hat, als alle Schlachten zusammengenommen. Dies war die vornehmste und letzte Veränderung, welche der alte Ritter-Geschmack bey uns erlitt. Da indessen so tief eingedruckte Züge niemals so geschwinde wieder verlöschen können; so haben sich auch noch bey unserm Kriegesstande, als ehrwürdige Überbleibsel, eine freymüthige Rechtschaffenheit, eine unverbrüchliche Haltung seines gegebnen Wortes und ein Abscheu an der Lügen, gegen

den das Leben nichts geachtet wird, erhalten; endlich eine ganz besondre Achtung des Kriegesstandes und eine hohe Meynung von der Tapferkeit, so daß sie auch zum Unglück bey gewissen Personen in Streitigkeiten und Zänkereyen ausartet.

Mit dem sinkenden Ritterwesen fiel auch die Achtung, welche man den Romanen gegönnet hatte. Bis auf diese Epoche hatte ihr Ruhm ununterbrochen fortgedauert, nun wurde er auf immer verdunkelt. Was von der Galanterie übrig bleiben konnte, das blieb; das heißt die Damen genossen noch ferner, so wohl in öffentlichen als Privatgesellschaften alle die Verehrung, die Gefälligkeiten, den Vorzug und die Ehrenbezeigungungen, von denen sie seit fünfhundert Jahren in Besitz waren; aber die schmeichelhaftesten und rühmlichsten Vortheile, welche ihr Geschlecht jemals erhalten hat, verloren sie: man suchte ihnen nicht mehr durch schöne Handlungen zu gefallen.

Der Beweis dieser wichtigen Bemerkung findet sich vornehmlich in den Heldenromanen, welche das leztvergangne Jahrhundert an statt der Rittergeschichte erzeugte. In denselben sieht man zwar noch die altfränkische Mine, aber statt der unermüdeten Helden, welche den Tag über sich tapfer herumschlugen und des

Abends

Abends mit ihren Schönen zu Bette gingen, sind es abgeschmackte und schmachtende Helden, stets zu den Füßen ihrer Gebieterinnen hingestreckt, welche sie nur durch Seufzer, Thränen, übertriebne Ehrfurcht, und einige Complimente zu erweichen suchen, die mit dem gezierten Wortgepränge angefüllt sind, welche der Witz dieser Zeiten zur Mode gemacht hatte.

Diese neue Dichtungsart dauerte bis gegen 1660, da an statt derselben die Neuigkeiten aufkamen, worauf Feenmährchen folgten, alsdenn historische Romane, darnach die kleinen schmutzigen, sodann englische Romane, Romane in Briefen, philosophische u. a. m. Mit diesen litterarischen Moden ging es wie mit den andern, sie herrschten nur einen Augenblik. Aber die langwierige Herrschaft der Ritterromane ist ein ganz besondrer Fall. Man sieht, daß sie fünfhundert Jahre hindurch beständig gelesen, bewundert und übersetzt wurden, ob sie gleich so ermüdend einförmig sind; da indes die weit mannichfaltigeren und annehmlichern Fabeln in weniger als einem Jahrhunderte in die tiefste Vergessenheit gerathen sind. Der Ausländer ahmt diese leztern nach, plündert sie und schreibt sie ungestraft ab, und kein Mensch fodert sie zur Ehre Frankreichs zurück. Man denkt nicht einmal dran, daß man

sie, wie die Romane, sammeln, drucken und in Prose übersetzen wollte. Aber der Geist der Ritterschaft hatte eine Begeisterung zu hohen Heldenthaten über die Nation verbreitet, und die Romane schmeichelten diesem Geschmacke am Heldenruhme durch das immerwährende Wunderbare in ihren Begebenheiten. Die Fabeln hingegen boten in ihrer gemeinen Tracht, dem Auge nur häusliche Begebenheiten dar, welche wenig geschickt waren, den Leser neben den großen Ungeheuern und zu Boden gestreckten Riesen an sich zu ziehen; sie hatten fast eben das Schicksal, als Scarrons lustiger Roman im vorigen Jahrhunderte unter den andern vortreflichen Schriftstellern. Eine so große Verschiedenheit des Schicksals zweyer Arten von Schriften, denen man einen weit bessern Fortgang zugetrauet hätte, ist werth, daß man sie bemerkt, und, wenn ich mich nicht in dem Bewegungsgrunde irre, den ich davon angab, so ist dieses vielleicht der edelste Zug unsrer Nation.

Fauchet ist der erste, wie ich glaube, der das Andenken der alten Fabeln wieder erneuert hat; aber, man muß gestehen, der Begrif, welchen seine Nachrichten oder Auszüge hievon geben, war nichts weniger als geschickt, die Neubegierde in diesem Puncte zu erwecken. Da sie in wenigen Handschriften verborgen

waren,

waren, welche man einmüthig für die Denkmale eines ungelehrten Zeitalters ansahe; so wurden sie ein Gegenstand der Gelehrten, weil sie schwer zu lesen und zu verstehen waren. Der Graf Caylus hat sie zur Materie einer Abhandlung gemacht, welche in den Schriften der Akademie der schönen Wissenschaften zu finden ist. Mir ist nur Barbasan bekannt, als einer der das Herz hatte, eine gewisse Anzahl derselben drucken zu lassen. Es ist wahr, er hat eine kurze Auslegung beygefügt, aber diese Auslegung erklärt nur die Worte, und noch dazu nicht alle. Kann man sich aber auch wohl wirklich schmeicheln, daß Personen genug Muth haben werden, eine Lectüre zu unternehmen, bey welcher sie das Wörterbuch wohl zehn Mahl bey einer Redensart zu Hülfe rufen müssen? Man müßte die französischen Leser nicht kennen, wenn man ihnen eine solche Arbeit zumuthen wollte. Das Werk ist auch noch dazu unbekannt geblieben, so daß selbst Gelehrte nichts davon wissen.

Es ist nicht möglich, die alten Fabeln anders verständlich zu machen, als durch eine Übersetzung, in welcher man sich gewisse Freyheiten erlaubt. Man muß die Schreibart darin verbessern, vieles von ihrer Länge und viele Dinge von schlechtem Geschmacke wegstreichen,

chen, zuweilen die Erzählung abkürzen; kurz, sie sind erst an den Tag geförderte Metalle, welche man von ihren Schlacken reinigen, schmelzen und bearbeiten muß, wobey man sich doch in Acht zu nehmen hat, daß man sie nicht verunstalte. Und darauf bin ich besonders bedacht gewesen. Ich suchte, so gut ich konnte, den originellen Character dieser alten Dichter, ihre ungekünstelte Art zu erzehlen und ihre rührende Einfalt beyzubehalten. Obgleich ihre Materien zuweilen lustig sind, so ist es doch nicht der Ausdruck; auch hierin habe ich mir keinen größern Grad erlaubt. Ja, ich ging in der Gewissenhaftigkeit so weit, daß ich bey einigen ihrer Erzählungen eine feurigere, oder geschmücktere, manchmal auch poetischere Schreibart anbrachte, je nachdem mich die schwachen Schattirungen dazu berechtigten, wodurch diese Schriftsteller von einander unterschieden sind. Da endlich ihre Sprache unverständlich geworden ist, so ward ich Dollmetscher, und ob ich gleich nie anders sprach, als wie sie, so glaubte ich doch in gewissen Stellen mich besser ausdrücken zu können. Ich liefre also keine wörtliche Uebersetzung, denn die würde man nicht ausstehen können; aber auch keine freye, diese würde sie allzusehr verändern; sondern ich gebe eine Copie im Kleinen, zu der ich nur neue Farben nehmen mußte und welche indessen doch getreu ist, weil sie

nichts

nichts hinzusetzte, wenn sie auch gleich das Urbild nicht von Zuge zu Zuge übertrug. Der gute oder schlechte Fortgang meiner Arbeit, wird mir zeigen, ob ich einen guten oder schlechten Weg erwählt habe; in beyden Fällen ist es unnütz, viel zu seiner Rechtfertigung zu sagen.

Dem Herrn von Saint-Palaye habe ich die ersten Materialien zu danken, womit ich diesen Band anfange, und welche mich auch zuerst auf diesen Einfall gebracht haben. In der Sammlung alter Gedichte, welche dieser achtungswürdige Gelehrte seit sechzig Jahren in allen Bibliotheken hat aufsuchen lassen, um daraus sein Wörterbuch zu verfertigen, welches er herausgeben will, habe ich sieben Sammlungen, die größtentheils Fabeln enthalten, gefunden; eine ist aus der Abtey Saint-Germain-des-Pres genommen, eine andre aus der Bibliothek des Herrn de la Clayette, zwey aus der Bernischen und eine aus der Turinischen Bibliothek; eine gehörte der Hauptkirche in Paris, unter No. 2. nun aber besitzt sie der König; endlich besaß die eine ehedem Herr Gaignat, iezt aber hat sie der Markis von Paulmy.

Die großmüthigen Besitzer dieser litterarischen Schätze haben mir sie mit der schon längst bekannten

und so vielen Gelehrten vor mir erwiesenen Freygebigkeit überlassen. Ich habe sie als mein Eigenthum gebraucht. Er besaß auch eine Abschrift von drey Handschriften aus der königlichen Bibliothek, nehmlich No. 7218, 7615, 7989½ welche größtentheils alte Fabeln enthielten, und dieser Wink ließ mich vermuthen, daß ich in dem kostbaren Schatze alter französischer Gedichte, welchen dieses unermeßliche Magazin enthält, noch viele Fabeln finden würde. Aber dieser Überfluß selbst hinderte mich am meisten. Wie konnte man unter einer solchen Menge errathen, welcher Band Fabeln enthielte? Ich mußte also in dieser Goldgrube nur blindlings nachgraben, von welcher mich endlich Ungeduld und Überdruß wegtrieben, ob ich gleich die unermüdete Gefälligkeit derer Gelehrten zu rühmen habe, denen diese Büchersammlung zur Aufsicht anvertraut ist. Nichts desto weniger hat mir das Ohngefehr, dem man so vieles zu verdanken hat, während meines Nachsuchens eine gewisse Anzahl von Fabeln in Handschriften in die Hände gespielt; nemlich No. 7208, 7734, 7595, 7604 und 612, 7985, 86, 87, 96 u. a.

Durch diesen neuen Zuwachs machte ich zwar mein Werk vollständiger, aber ich vermehrte mir auch in einem gewissen Punkte, den man sich kaum vorstellen kann,

die

die Schwierigkeiten. Es giebt fast keine Fabel von denen ich nicht verschiedne Abschriften gefunden hätte; und fast jede von diesen war wieder von der andern Abschrift unterschieden, entweder in der Zahl der Verse oder in ganzen Stücken, oder hatte sonst noch andre beträchtliche Abweichungen. Zuweilen hatten sie nur einerley Überschrift, ein ander Mahl war wieder der Inhalt der Erzählung einerley, ohne daß doch ein einziger Vers dem andern gleich gewesen wäre. Dies alles zusammen brachte mich auf die Gedanken, daß entweder die Musici, wenn man ihnen Fabeln zu componiren gab, dieselben nach Gefallen geändert haben, oder die Erzähler *) wenn sie sie in den Provinzen erzählten; oder wohl gar die Abschreiber, wenn sie sie sammlen wollten. Eben dieser verdrießliche Umstand stieß mir bey den Handschriften alter Lieder auf. Oft wichen

*) Die Verfasser welche Erzählungen schrieben, nenne ich Fabliers, die, welche sie unter das Volk brachten, Conteurs; die Musicanten, deren Amt war, sie abzusingen und Instrumente dazu zu spielen, heissen bey mir Menetriers. Menestrel ist der Directeur der Conteurs und Menetriers; endlich gebe ich allen Possenreissern, Tänzern und Taschenspielern, welche sich gemeiniglich an diesen Hauffen anschlossen, den Namen Jongleurs. Diese verschiednen Beschäftigungen wurden gar oft mit einander, auch von den gleichzeitigen Schriftstellern, wie wir sehen werden, vermengt. Ich aber werde sie allemal, nach der davon gegebnen Erklärung, von einander unterscheiden.

wichen diese in ganzen Strophen von einander ab; dieses bringt mir einen artigen Einfall des berühmten Jesuiten Hardouins ins Gedächtniß. Dieser war einmal in einem freundschaftlichen Gespräche mit einem seiner jungen Freunde begriffen, und suchte ihm alle die Gründe vorzulegen, welche ihn zu glauben bewegten, daß die Gedichte der Alten von Neuern untergeschoben wären, und daß sie bloß von Mönchen zur Zeit des Verfalls der Latinität wären verfertigt worden. Aber, ehrwürdiger Pater, fiel ihm der gute Freund ins Wort, bedenken Sie, wenn dieser ihr Grundsatz wahr wäre, was sie da der Bibel, den Schlüssen der Concilien und den Kirchenvätern für einen tödlichen Streich versetzen würden? Der erstaunte Jesuit sahe ihn starr an, und nachdem er noch einen Augenblick geschwiegen hatte, drückte er ihm die Hand und rief mit einer gewissen Entzückung aus: Bester Freund nur Gott und ich kennen die Stärke ihres Einwurfs; den sie mir da machen.

Wenn mir aber auch die Abweichung der Varianten mehr Arbeit machte, so verschafte sie mir doch auch oft einen Vortheil. Ich habe immer etwas daraus behalten und mit den andern zusammengeschmolzen, indem ich, so oft es anging, die angenehmsten Züge der

Haupt=

Haupt-Version einverleibte; welche ich nur in den andern antraf. Dieses war für mich eine neue Mühe; aber die Erzählungen gewannen dadurch, und das war mir genug. Dergleichen Ergänzungen wird man, wie ich glaube, wohl nicht tadeln. Dem ungeachtet hielt ich es für meine Pflicht, den Leser in voraus Nachricht davon zu geben, welches ich auch anderwärts mehrmals thun werde, damit sich diejenigen auf meine Genauigkeit verlassen können, welche etwa das Original einer Fabel finden und glauben sollten, meine übersetzung schiene ihnen nicht getreu genug.

Unter den Fabeln wird man auch gewisse Stücke eingeschaltet finden, welche keine Erzehlungen sind; das macht, weil ich diese Sammlung, welche ich ans Licht stelle, mehr als Abhandlungen zur Erläuterung der Geschichte unsrer alten Litteratur, die bisher noch so wenig bekannt ist, betrachte. Einige artige und aus verschiednen Arten auserlesne Stücke schienen mir diesem Entwurfe gemäß; besonders wenn ich sie lehrreich und so beschaffen fand, daß sie sich nicht allzuweit von meinem Hauptgegenstande entferneten.

übrigens werde ich mich wegen der vielen Anmerkungen, die ich angebracht habe, nicht zu entschuldigen brauchen. Die Materien, welche sie enthalten, sind

meistens

meistens aus dem gemeinen Fache genommen, und in denen, wo noch etwas enthalten wäre, was der Eigenliebe eines Untersuchers schmeicheln könnte, habe ich müssen so flüchtig arbeiten, daß man mich gewiß nicht in Verdacht haben wird, als wenn ich hätte mit falscher Gelehrsamkeit prahlen wollen. Dazu wird mich auch die Nutzbarkeit meiner Anmerkungen schon entschuldigen. Geben sie uns nur in etwas Unterricht, so sind sie nicht zu häufig. Man wirft unsrer Geschichte so viele Trockenheit und Einförmigkeit vor; man ist es ganz satt, in derselben nur immer Könige und Große des Reichs auftreten zu sehen, niemals aber die Nation; vielleicht wird man gegen einen Schriftsteller einige Nachsicht haben, dessen Untersuchungen allein auf die Nation gehen, und die er bis auf die kleinsten Umstände des häuslichen Lebens bekannt macht. Dem ungeachtet verursachten die Anmerkungen eine große Unbequemlichkeit, nehmlich alle Augenblicke muste die Erzehlung unterbrochen, und folglich auch die Wirkung gestört werden, welche sie hätte thun können. Ich ergrif also die Parthey, und verschob sie alle, bis die Erzehlung zu Ende war. Diese Methode hat zwar andre Unbequemlichkeiten; sie schadet doch aber dem Interesse nichts, und ist für den Leser die bequemste, den ohnedem dergleichen Materien wenig rühren. Was die Personen

sonen betrift, welche hier sowohl Unterricht als Zeitvertreib suchen, so rathe ich ihnen, die Anmerkungen in der Ordnung zu lesen, wie sie stehen, das ist, nach der Fabel. Hierauf könnten sie, wenn es die Erzehlung werth wäre, dieselbe noch einmal lesen; dann würde sie nichts aufhalten und sie würden zu größern Vergnügen die Materie besser verstehen. Ich wünschte, daß mein Werk so gut gerathen wäre, daß man ihm im ganzen diese Ehre erzeigen möchte; ich bin aber auch versichert, daß es, wenn man bey dieser Vorrede anfängt, so viele Dinge enthält, die man nicht eher wird gut begreifen können, als bey der zweyten Lesung; weil sie sich eigentlich auf alle Sitten derselben Zeit zusammengenommen gründen, und weil die Schilderungen dieser Sitten, wegen der unvermeidlichen Einrichtung des Werks, in demselben zerstreuet sind.

Unter dieser großen Anzahl von Anmerkungen wird es wahrscheinlich auch viele geben, welche geübten Lesern überflüssig scheinen werden, indem sie allzu leichte Wörter und zu bekannte Gebräuche erklären. Sie belieben aber zu bedenken, was für eine Classe von Lesern sich mit Fabeln beschäftiget, und für wen ich also habe arbeiten müssen.

Indem ich oben die Anmerkung machte, daß in Europa die Franzosen zuerst die Dichtkunst geübt und lange

ge Zeit andern zum Muster gedient haben, so setzte ich hinzu, man hat auch ihnen die Erzehlungen ins besondre zu verdanken. Ihnen haben die Nachbarn diese angenehme Dichtungsart abgeborgt und besonders die Italiäner, welche sich dadurch berühmt machten. Die Beweise dieser Behauptung sollen am Ende jeder Fabel folgen. Ich weiß wohl, daß dergleichen Entdeckungen nicht auf jeden einen gleichen Eindruck machen. Gewissen Lesern ist es gleich viel, wenn und von wem eine Fabel ist abgeschrieben worden, wenn sie nur dadurch belustiget werden. Sie haben Recht. Ich hoffe aber auch, daß, wer für die Ehre der französischen Litteratur eingenommen ist, diese Untersuchungen nicht so gleichgültig ansehen wird. Ich für meine Person muß gestehen, daß ich besonders diesem Gedanken alle den Muth schuldig bin, dessen ich während einer vierjährigen mühsamen Arbeit so sehr benöthiget war, um den Ekel und Verdruß zu überwinden, den ich allein zu gut kenne. Die Eigenliebe fand bey einem Werke zu wenig Nahrung, welches blos viele Belesenheit und einigen Geschmack erfordert; allein dieses Werk betraf den Ruhm meines Vaterlandes; es enthielt die Urkunden des Alterthums unsrer Litteratur und daher wurde mir es schätzbar.

Eben

Eben die Ursache, welche mich nöthiget, über die vielen zu fruchtbaren Gegenstände dieser Vorrede flüchtig hinzugehen, hat mich auch verhindert, mich über den Versbau der Fabeln weitläuftiger zu erklären; denn, eine einzige ausgenommen, welche in Prosa und Versen untermengt abgefaßt ist, so sind die Verse aller übrigen, wie in den Romanen, eingerichtet. Ich begnüge mich nur zu sagen, daß die Verse gemeiniglich achtsilbig sind, von denen sich zwey und zwey auf einander reimen, ohne daß, nach der heutigen Regel, die männlichen und weiblichen Reime abwechselten. Nicht, als wenn man diese Annehmlichkeit noch nicht gekannt hätte, vielmehr war sie sehr im Gebrauch; aber ein Gesetz hatte man noch nicht daraus gemacht. Dieses zeiget, wie sehr sich unsre neuern Schriftsteller betriegen, wenn sie sich darüber streiten, wer zu erst diese Genauigkeit beobachtet hat, und einige diese Ehre dem Garnier beylegen, andre dem Saint-Gelais; wieder andre dem Clement Marot; noch andre den spätern Dichtern. Sie durften nur unsre Liederdichter vom dreyzehnten Jahrhunderte nachschlagen, wenn sie sich überzeugen wollten, daß diese sie schon gekannt haben. Den Beweis hiervon findet man weiter oben an den beyden angeführten Liedern; so gar trift man schon sich durchkreuzende und gedoppelte Reime an. Ich setze

noch einen Fall hinzu, den gewisse Gelehrte, welche so stolz auf den Vorzug ihres Zeitalters sind, kaum glauben werden, welchen ich aber beweisen kann, wenn es verlangt wird; nehmlich, daß man seit unsern alten Dichtern fast gar nichts neues erfunden hat, es betreffe nun das verschiedne Versmaas, oder den mannichfaltigen Abschnitt in den lyrischen Strophen, oder den ganzen Versbau überhaupt; das in diesem Puncte heut zu Tage nichts vorhanden ist, was nicht schon damals erfunden war, und daß die alten Dichter sogar angenehmere Versarten kannten, als wir *).

Ein

*) Sogar bis auf die übertriebnen schweren wunderbaren Reime, welche man dem Marot und seinem Zeitalter beymißt, findet man unter ihnen Beyspiele. Ich will nur eins vom Gilles le Viniers anführen.

Icelle est la très-mignote
Note *(Chanson)*
Qu'amors *(Qu'amour)* fait savoir;
avoir
(Que qui peut avoir belle, Amie)
Qui puet belle Amie,
mie *(pas)*
Nel *(Ne la)* doit refuser.
user
En doit sanz folie:
lie *(douce)*
(Est la peine des vrais Amans).
Est la painne as fins Amans.

Im Geschmack dieser Strophe ist das ganze Lied verfertigt. Hier liefre ich ein noch weit sonderbareres, welches der Verfasser, Baudoin von Condé, krebsgängig nennt. Jede Strophe besteht aus drey Versen, aber so gemacht, daß, wenn man

Ein witziger Schriftsteller hat in unsern Tagen den Vorschlag gethan, man sollte in den gewöhnlichen Erzählungen das verdriesliche, sagte er und versetzte er, abschaffen, und vielmehr durch die Form der Schreibart dem Gespräche das wahre Ansehen und das Feuer eines dramatischen Dialogs geben. Der Einfall ist desto besser, je glücklicher ihn der Autor selbst ausgeführt hat; doch hatten sich dessen unsre alten Fabeldichter, welche er nicht kennen konnte, auch schon bedient. Zudem war es bey ihnen eine sehr gewöhnliche Art zu dialogisiren. Unter tausend Beyspielen, welche ich anführen könnte, will ich nur folgendes erwählen, das ich aus einer Erzehlung, welche man anderwärts finden wird, genommen habe. Ein Liebhaber beklagt sich über seine Geliebte, daß er, wie er sagt, ihrentwegen sterben müste. Bisweilen macht er sich selbst Einwürfe:

Par quelle réson
Ele est (*Estelle*) de ta mort achoison (*l'occasion*)?

man sie rückwärts lieset, drey andre Verse herauskommen, von denen sich zwey wieder auf einander reimen, der dritte aber zu dem obersten dritten den Reim hergiebt.

Amours est vie glorieuse,
Tenir fait ordre gracieuse,
Maintenir veult courtoises mours (*moeurs*):
Mours courtoises veult maintenir,
Gracieuse ordre fait tenir;
Glorieuse vie est amours.

Es besteht aus vier Strophen in dieser Art.

IE L'AIME, N'EL (et elle) NE M'AIME MIE (*pas*).
Comment? L'as - tu d'amors proie (*d'amour priée*)?
NENNIL. Donc ce n'est pas par li (*elle*):
Car si tu li (*lui*) eusses gehi (*déclaré*)
Et descouvert tout ton corage (*ardeur*)
Ele est si douce, ele est si sage
Qu'ele averoit (*aurait*) merci de toi.
Tu muers (*meurs*), et si ne sez porquoi (*sais pourquoi*).
PORQOI? SI SAI (*Oui je le sais*). Or di comment.
QUANT JE LA VI PREMIEREMENT,
TANTOST L'AMAI (*Aussitôt je l'aimai*). Tu l'ama. VOIRE. (Oui)
Porqui? T'avoit-ele fet (fait) croire
Qu'ele s'amor t'otrieroit, et, et,
(*t' accorderoit son amour*)

Was die Personen der Fabeldichter betrift, darüber habe ich nichts zu sagen. Die Troubadours haben das Glück gehabt, verschiedne Geschichtschreiber zu finden; unsre Dichter hingegen sind mit ihren Werken vergessen worden und haben keine Spur hinter sich gelassen. Vielleicht würde man auch heut zu Tage keinen einzigen von ihnen kennen, wenn sich nicht einige in ihren Fabeln genennt hätten.

2. Von

2.

Von der Präcision des Styles.

Erklärung derselben.

§. 1. Die Präcision des Styles ist diejenige Vollkommenheit, da jeder Begriff in der bündigsten Kürze dargestellet, folglich alles Überflusses, oder alles dessen entladen wird, was, nach der jedesmaligen Absicht, nicht unmittelbar zur möglichsten Verständlichkeit, oder zum nothwendigen Schmucke gehöret. Es ist nothwendig, den Begriff auf diese Art einzuschränken, theils, weil jede besondere Art des Styles ihre eigene Art der Präcision hat, diese Eigenschaft aber eine allgemeine Vollkommenheit für alle ist; theils aber auch allem Mißverstande vorzubeugen, damit man nicht, wie sehr oft geschehen ist, die Kürze ohne alle Einschränkung für eine Vollkommenheit des Styles halte, und ihr die Reinigkeit, Klarheit, Vollständigkeit und den Wohlklang aufopfere. Alle Eigenschaften des Styles stehen in dem vertraulichsten Bunde, und müssen einander die Hände biethen und sich gegenseitig unterstützen, nicht aber einander unterdrücken. Die Präcision ist

ist in der Ordnung die sechste Eigenschaft des schönen Styles; sie setzt also die Sprachrichtigkeit, die Reinigkeit, die möglichste Klarheit und die Angemessenheit voraus, und muß mit der Würde und dem Wohlklange auf das genaueste verbunden seyn. Dieß haben auch die besten Lehrer der Wohlredenheit, z. B. Blair, nicht allemal bedacht, indem sie der präcisen Schreibart Härte und Trockenheit erlauben, oder wenigstens übersehen. So bald der präcise Styl hart oder dunkel wird, so bald wird er auch fehlerhaft, und verräth einen Verfasser, der dieser Vollkommenheit nicht gewachsen ist. Die bündigste Präcision läßt sich mit der möglichsten Reinigkeit, Klarheit und Harmonie, selbst mit keuschem jungfräulichem Schmucke sehr wohl vereinigen, und die zweckmäßige Verbindung aller dieser Eigenschaften nach der jedesmaligen vernünftigen Absicht des Schriftstellers ist die höchste Vollkommenheit des Styles.

Praecisio kommt von praecidere her, und bezeichnet eigentlich die Abschneidung alles überflüssigen. Indessen verstanden die Römer unter diesem Ausdrücke nicht allmal das, was wir hier darunter begreifen; denn dem Cicero und Quintilian ist die Praecisio mehr eine rednerische Figur, welche wir im folgenden unter dem Namen der

der Abgebrochenheit werden kennen lernen. Im deutschen haben wir keinen Ausdruck, der den oben gegebenen Begriff genau ausdrückte. Kürze, gedrängte Kürze, bündige Kürze, Bündigkeit, sagen alle etwas, aber nicht alles. Körnige oder kernhafte Kürze kommt dem Begriffe noch am nächsten, nur daß in dem ersten Worte die Metapher ein wenig zu dunkel ist. Es scheinet mir daher am schicklichsten zu seyn, den lateinischen Ausdruck zu behalten.

Eintheilung derselben.

§. 2. Diese Präcision ist nun von gedoppelter Art; sie ist entweder absolut, welche unter allen Umständen und in jeder Art des Styles nothwendig ist, oder relativ, welche sich auf die besondern Arten des Styles und die jedesmalige Absicht des Schreibenden beziehet. Jene schneidet einen Überfluß weg, der unter allen Umständen ein Überfluß, folglich ein Fehler ist; diese nur das, was nach der jedesmaligen vernünftigen Absicht entbehret werden kann, und nur dazu dienet, den Leser zu zerstreuen, und ihn von der Haupt-Idee abzuziehen, oder ihm selbige zu verdunkeln. Von der letzten Art muß bey den besondern Arten des Styles gehandelt werden, daher ich mich hier nur bey der ersten

Art aufhalte. Diese findet so wohl in Ansehung der Sylben, als auch der Wörter, und endlich der ganzen Anlage und Darstellung des Gedankens, oder der Sätze und Perioden, statt. Von jeder Art muß hier umständlicher gehandelt werden.

Überfluß an einzelen Sylben.

§. 3. In Ansehung einzeler Sylben gehöret dahin, daß man alle Verlängerungen der Wörter vermeide, wo die hinzu gesetzte Sylbe weder zu dem Begriffe, noch zu dem Wohlklange etwas beytragen kann. Die ehemalige Oberdeutsche Mundart suchte eine besondere Schönheit in einem unnützen Sylbengepränge, und hing daher den Wörtern so wohl vorn als hinten Sylben an, welche zur Bestimmung des Hauptbegriffes nichts beytragen, sondern denselben vielmehr schwächen und verdunkeln. Die neuere Hochdeutsche Schriftsprache entledigte sich derselben nach und nach, allein es sind deren immer noch einige übrig geblieben, und andere werden von den Schriftstellern in den Provinzen, entweder aus Nachlässigkeit, oder wohl gar als Schönheiten wieder zurück gerufen. Dahin gehören so wohl unnütze Vorsylben: dahingegen, für hingegen oder dagegen; auferziehen, die Auferziehung, für erziehen, Erziehung, auferbaulich für erbaulich; Ab-

gesandter für Gesandter; anbetreffen für betreffen; allwo, allsogleich für wo, sogleich; Unkosten für Kosten; bestehen bleiben, für stehen bleiben; benebst für nebst; Gebärmutter für Bärmutter, wo das vorgesetzte ge noch dazu die Bedeutung ändert, als wenn es von gebären abstammte, da es doch von dem alten bären; tragen, ist; annoch für noch; einfolglich für folglich. Als auch unnütze Nachsylben: darummen für darum; darinnen, hierinne, worinnen, für darin, hierin, worin, welche auch im Hochdeutschen noch häufig genug sind; besonders die alten Oberdeutschen Adverbia auf lich und lichen, gnädiglich, gnädiglichen, mildiglich, dankbarlichen, gehorsamlich, u. s. f. für die kürzern und eben so bestimmten gnädig, milde, dankbar, gehorsam. Ferner die unnützen Substantiva auf igkeit, Leichtsinnigkeit, Demüthigkeit, Anmuthigkeit, u. s. f. indem, wenigstens in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, die kürzern Leichtsinn, Demuth, Anmuth eben das sagen. Ein anderes ist freylich, wenn man in dem philosophischen Style die Fertigkeit von der bloßen Handlung, oder dem bloßen Daseyn zu unterscheiden hat, da die Substantiva auf igkeit nothwendig seyn können. Als endlich auch unnütze in die Mitte des Wortes eingeschobene Sylben; jedweder, jeglicher, für jeder,

neuerlich für neulich; Vollenkommenheit für Vollkommenheit, Gelücke, Genade u. s. f. Thun das Dichter um das Sylbenmaßes willen, so wird der Fehler doppelt widrig.

In einzelen Wörtern. Pleonasmus. Tavtologie.

§. 4. In Ansehung einzeler Wörter sündiget man wider die Präcision, 1. durch Hinzufügung eines überflüßigen Wortes, dessen Begriff entweder sehr leicht hinzugedacht werden kann, oder bereits durch den ganzen Ausdruck hinlänglich bezeichnet worden; welcher Fehler Pleonasmus genannt wird. 2. Durch unnöthige wiederhohlte Bezeichnung eines und eben desselben Begriffes, oder die Tavtologie. Der Admiral segelte mit seiner unterhabenden Flotte ab, der König war von allen seinen bey ihm befindlichen Hofherren nicht verschieden; wo unterhabend, wenn es auch sonst nicht tadelhaft wäre, und bey ihm befindlich schon in dem Begriffe des sein liegen. Dahin gehöret besonders auch das noch dazu nietrige respective, welches in den meisten Fällen ein Pleonasmus ist, indem der Begriff schon in dem vorhergehenden Possessivo lieget, z. B. die Gesandten haben es an ihre respectiven Höfe gemeldet. Ferner, er wollte darein nicht

einwilligen, wo darein und ein einerley sagen. Die erste Welt, die hat das Feld nicht können bauen, wo das zweyte die bloß um das Sylbenmaßes willen da stehet. Die vier ersten Gedichte, als welche anfänglich zuerst herauskamen, wo so wohl als als anfänglich überflüßig sind. Ferner gehöret dahin das um, wenn der Infinitiv mit zu die Absicht schon hinlänglich bestimmet: die Flotte lief in der Absicht aus, um ein Treffen zu liefern. So auch um desto mehr für desto mehr. Der überflüßige Zusatz eines Infinitives mit zu: er schien geneigt, sich mit ihm in einen Vergleich einlassen zu wollen; dieses schien mehr als hinlänglich zu seyn, den Verlust ersetzen zu können; er ist im Stande, etwas dazu beytragen zu können; man hätte sie kürzer zu seyn gewünscht, Lessing; wo zu wollen, zu können und zu seyn ein leerer Überfluß sind. Ingleichen Häufung einerley sagender Partikeln: ganz und gar nichts, für nichts; aber indessen, aber allein, für indessen und allein; wohin auch die doppelte Verneinung gehöret, keiner nicht, niemand nicht, nichts nicht. Ferner, solche Zusammensetzungen, wo beyde zusammengesetzte Wörter einerley sagen, oder doch das bestimmende Wort unnütz ist, weil das bestimmte desselben nicht bedarf: lichthell, Pestseuche, Schiffsflotte. Ingleichen das

Nieder-

Niederdeutsche Possessivum nach einem Genetive: Homers seine Gedichte, der Mutter ihre Tochter. Wie auch die unnütze Häufung der Hülfswörter, wenn der Verstand sie nicht fordert: er glaubt, wenn man dem Geiste, wodurch die ersten Unternehmungen geleitet worden wären, ein wenig nachgehe; wo wären überflüßig ist. Freylich kann der Nachdruck zuweilen eine Wiederholung so wohl, als auch den Gebrauch eines sonst überflüßigen Wortes nothwendig machen; ich habe es mit meinen Augen gesehen; allein alsdann ist es auch nicht überflüßig. Doch davon an seinem Orte.

Behutsamer Gebrauch der Synonymen.

§. 5. Vollkommene Synonymen sind freylich in keiner Sprache leicht möglich, indem schon in dem Unterschiede des Klanges, wäre es auch nur in einer einigen Sylbe, der Grund einer Verschiedenheit in einem Nebeubegriffe liegt. In manchen Wörtern ist dieser Unterschied sehr schwach, so daß zwey Wörter, welche einerley Hauptbegriff mit so schwachen Nebenbegriffen bezeichnen, in den meisten Fällen für völlig gleichbedeutend gelten. Dergleichen Wörter dürfen nun nie ohne dringende Ursache, welche doch wohl nicht leicht vorkommen wird, neben einander gestellet werden,

weil

weil sie eine und eben dieselbe Sache zweymal sagen, folglich eine fehlerhafte Tavtologie machen. Sich über etwas beklagen und beschweren. Eben so fehlerhaft ist es, wenn zwey oder mehr solche Wörter, zwar in den Nebenbegriffen merklich verschieden sind, aber ihre Zusammenstellung die Klarheit nicht befördert, sondern den Leser nur zerstreuet. Ein Bild, welches man doppelt siehet, ist niemals deutlich. Wenn z. B. jemand zu Gott sagt: Allmacht und Stärke umgeben deinen Thron, so wird die Vorstellung gedehnt, weil Stärke schon mit in der Allmacht begriffen ist.

Überfluß in Ansehung des ganzen Gedankens. Weitschweifigkeit.

§. 6. Der Fehler wider die Präcision des ganzen Gedankens, folglich auch der Sätze und Perioden, wird die Weitschweifigkeit genannt, wenn der Ausdruck mehr Ausdehnung hat, als es sowohl die Natur der Sache, als auch die jedesmahlige vernünftige Absicht des Schriftstellers erfordert. Ihre Unterarten sind das Gedehnte, das Wässerige und Kraftlose, und das Schleppende. Sie bestehet vornehmlich in folgenden Stücken.

1. Wenn man einen und eben denselben Gedanken ohne Noth auf mehr als eine Art ausdruckt, ihn mit schwachen und zur möglichsten Klarheit nichts beytragenden

genden Nebenbegriffen wiederholet. Jezt, da sie sich nicht weiter vor ihm zu fürchten, und nichts von ihm zu befahren haben. Dieser Fehler wird besonders alsdann sehr häufig begangen, wenn der Schriftsteller den Gedanken nur verworren denkt. Man fühlt es, daß man selbst noch nicht das gehörige Licht hat; aber an statt sich die Zeit zu nehmen, sich den Begriff aufzuklären, will man sich durch Worte helfen, und stellet den dunkelen Gedanken unter mehr ähnlichen Gestalten dar, und verwirret dadurch den Leser, indem man ihm statt eines klaren Begriffes zwey und mehr dunkele giebt, daher er das Bild immer doppelt sehen muß. Man will deutlich seyn und wird weitschweifig und folglich dunkel. Man siehet leicht, daß damit nicht die erlaubte und oft nothwendige Variation getadelt wird, wenn der Schriftsteller gegründete Ursache hat, einen Gedanken seinen Lesern in mehr als einem Lichte zu zeigen, damit der Eindruck davon desto fruchtbarer und bleibender sey; diese läßt sich von der vorigen, welche bloß aus den eigenen dunkelen Ideen des Verfassers entspringet, leicht unterscheiden.

2. Wenn man einen Gedanken zu weit ausdehnt, ihm durch den Ausdruck mehr Umfang giebt, als zur jedesmaligen Absicht erfordert wird. Es kann dieses

mit

mit an sich guten Gedanken geschehen, welche dadurch wässerig werden, und alle Kraft verliehren, weil der starke Eindruck, den sie machen könnten, dadurch in mehrere schwache vertheilt und folglich entkräftet wird. Swift sagt, wenn ein schlechter Schriftsteller einmal auf einen guten Gedanken stößt, so treibt er ihn, wie ein Hund den Hasen, so lange herum, bis er todt niederfällt. Ist der Gedanke gemein und alltäglich, so wird der Fehler desto größer. Ein solcher zur Ungebühr ausgedehnter Gedanke, besonders, wenn man ihm durch die Ausdehnung ein Gewicht zu geben glaubt, wird mit einem französischen Kunstworte eine Tirade genannt.

3. Wenn man einen Begriff, anstatt ihn mit einem schicklichen Worte bey seinem wahren Namen zu nennen, durch unnöthige Umschreibungen und Beschreibungen schwächt; eigentlich ein Fehler wider die Bestimmtheit.

4. Wenn man fremde, zur Klarheit des Hauptgedankens nichts beytragende Ideen mit einmischet, wodurch die Aufmerksamkeit des Lesers zerstreuet, und von dem Hauptbegriffe abgezogen wird; wohin alle unnütze oder minder nothwendige Einschiebsel und Parenthesen gehören. Ein Schriftsteller verräth allemal wenig

Scharf-

Scharfsinn, wenn er das Nothwendige von dem minder Nothwendigen nicht gehörig zu unterscheiden, oder jenes nicht an den rechten Ort zu stellen weiß. Parenthesen sind allemal Anhänge, welche ein Werk der schönen Kunst in den meisten Fällen eben so verunstalten, wie die Krücken, Herzen und wächsernen Füße die Bildsäule eines Heiligen. Sind sie kurz und wirklich nothwendig, so beuge man der Verwirrung durch die gewöhnlichen Einschließungszeichen vor. Etiam interiectione, qua et oratores et historici frequenter utuntur, vt medio sermone aliquem inserant sensum, impediri solet intellectus, nisi, quod interponitur, breue est. *Quinctilian* B. 8. Kap. 2. Noch fehlerhafter sind unnütze Digressionen und Ausschweifungen, wenn sie den Leser von dem eigentlichen Gegenstande abziehen, und dessen Aufmerksamkeit zerstreuen.

5. Wenn man die Haupt-Idee mit unnützen Neben-Ideen überladet. Jede Neben-Idee muß das ihrige zur Klarheit der Haupt-Idee beytragen, und diese Klarheit muß nach der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers bestimmet werden. Zu wenig macht dunkel und räthselhaft, zu viel aber gedehnt und weitschweifig. Jede Neben-Idee, welche nichts zur Begreiflichkeit oder schicklichen Verbindung der Haupt-Ideen beyträgt,

sondern

sondern ihre Folge nur verzögert, und ihren Eindruck schwächt, ist ein Fehler.

6. Wenn man sich länger bey den Neben-Ideen verweilet, als ihr Verhältniß zur Haupt-Idee es erfordert. Schon der Nahme giebt es, daß jene von geringerer Wichtigkeit sind, als diese, daher sie auch weniger Bearbeitung erfordern. Verweilt man bey ihnen zu lange, giebt man ihnen mehr Ausdehnung, als ihnen gebühret, so verleitet man den Leser, sie für die Haupt-Idee zu halten, und ziehet ihn folglich von dieser ab. In der dichterischen und höheren Schreibart fällt man oft in diesen Fehler, wenn man alles gleich schön sagen, jeden Nebenzug gleich stark ausmahlen will, und daher Metaphern auf Metaphern häuft, aber dadurch weiter nichts als Verwirrung verursacht, und wider die Regeln des schönen Verhältnisses sündiget.

7. Wenn man einzele Begriffe durch mehr Worte ausdruckt, als nothwendig ist. Die Sprache des gewöhnlichen Umganges druckt manche Ideen mit zwey Wörtern aus, welche der edlere Ausdruck mit einem geben kann. Sich beeifern für sich mit Eifer bemühen; entblättern, der Blätter berauben; enträthseln, ein Räthsel auflösen, der Dunkelheit berauben; erschmeicheln, durch Schmeicheley erhalten. Wo man

auch in manchen Fällen noch das Recht hat, neue Wörter zu bilden. Nur hüthe man sich, daß man dabey die Analogie und den Wohlklang nicht verletze, oder aus übel verstandener Kürze hart und dunkel werde. Vervollkommnen, Vervollkommnung beleidigt den Wohlklang, weil zehn harte Consonanten nur vier Vocale haben; ist aber auch zugleich wider die Analogie, weil der Begriff einen Comparativ mit einschließt, daher das Wort eigentlich vervollkommnern, Vervollkommnerung heißen sollte, wie verbessern, verschlimmern, vergrößern, verkleinern, wodurch aber die Härte nur würde vermehret werden. Wenn der kürzere Ausdruck hart, oder unedel oder sehr dunkel ist, so ist ihm allemal der bessere längere vorzuziehen, weil eine Schönheit nicht auf Kosten der andern erkauft werden kann.

8. Wenn man Begriffe mit ausdruckt, welche sich sehr leicht hinzu denken oder aus dem vorigen ergänzen lassen; wodurch der Ausdruck schleppend wird. Wie schnell fließt nicht unser Leben vorüber, es fließt zu schnell für unsere Geschäfte, es fließt oft zu schnell für unsere Empfindung! wo die zweymalige unnütze Wiederholung des es fließt, welches sich sehr leicht ergänzen läßt, den Satz schleppend und matt macht. Nur

hüthe

hüthe man sich, daß man durch harte Ellipsen nicht dunkel werde, und das Ohr beleidige.

Beyspiel der Weitschweifigkeit.

§. 7. Beyspiele dieses Fehlers finden sich überall. Ich will nur ein sehr auffallendes anführen, welches bereits in den Litteratur-Briefen ist aufgestellet worden. Wenn Pauli in seinen Leben großer Helden von dem damaligen Obersten Keith erzählt, der König von Spanien, in dessen Diensten er sich befand, habe gewünscht, der Oberste möchte katholisch werden, damit er ihm seine Achtung desto thätiger beweisen könnte, so fähret er so fort: „Der Hof gestand, er habe Achtung „für ihn. Ein Lobspruch, der seine bisherigen Ver„dienste und Aufführung in Spanien vollkommen zu „verstehen gibt. Der Hof gestehet, er erkenne, wie „würdig er sey, daß man durch fernere Beförderung „seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lasse, daß „man diese Achtung werkthätig beweise. Der Hof be„zeigte, wie er auch den Willen habe solches zu thun, „er wünsche es ungemein, es thun zu können. Aber „es sey dem Hofe nicht möglich. Warum nicht? Er „verdiente es zwar; bey diesem allen war es dem Re„genten nicht möglich. Er wollte gern, aber es war „ihm nicht möglich. Beweißt dieses nicht" u. s. f. O, den magern Hasen so lange herumzujagen!

Hülfsmittel der Präcision.

§. 8. Aus den bisher bemerkten Fehlern fließen diejenigen Regeln von selbst, welche man zu beobachten hat, wenn der Styl den gehörigen Grad der Präcision haben soll. Allein, da der Gegenstand so wichtig ist, und von unsern heutigen Schriftstellern so sehr verkannt wird, so kann ich nicht umhin, einige der vornehmsten hier anzuführen.

1. Man denke nicht ehe an die Präcision, als bis es mit den vorher gehenden Eigenschaften des guten Styles seine Richtigkeit hat, und setze auch dabey die Würde und den Wohlklang nicht aus den Augen. Eine Eigenschaft allein macht keinen schönen Styl, sondern die möglichste Übereinstimmung aller.

2. Man suche sich jeden Gedanken, welchen man ausdrucken will, so klar als möglich zu denken, und erwäge zugleich sein Verhältniß gegen das Ganze, damit man ihm weder zu viel, noch zu wenig Licht zutheile. Ohne Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe ist an keine Präcision, und ohne Beobachtung dieses Verhältnisses an keine schöne Einheit zu denken.

3. Man vergesse nie, für wen man schreibt, und in was für Absicht man schreibt; ob man Vertrauen erwecken, erzählen, belehren und unterrichten, dichten, rühren

rühren oder belustigen will. Jede dieser Absichten erfordert ihre eigene Art der Präcision.

4. Da jeder Gedanke einer vielfachen Darstellung fähig ist, so wähle man allemal diejenige, welche für jede Absicht die schicklichste ist, und auf die Classe von Lesern, für welche man schreibt, den vortheilhaftesten Eindruck macht.

5. Man fasse diesen Gedanken in seinem besten Lichte, schneide alles ab, was nach den jedesmaligen Umständen nichts oder wenig zur Hauptabsicht beyträget, sondern denselben nur verdunkelt, und ohne Noth belastet; gebe ihm aber auch alle nothwendigen Bestimmungen, und drücke sie so kurz und klar aus, als möglich ist; man lege den reichsten Sinn in wenige und viel bedeutende Worte. Die meisten Bibliotheken sind entstanden; die meisten sind angelegt worden, Leß. Nur werde man darüber nicht räthselhaft. Der Gedanke muß, wie Batteux sagt, völlig angekleidet und bewaffnet hervor springen, so wie Minerva aus dem Haupte Jupiters.

6. Man stelle die Haupt-Idee jedesmal dahin, wo sie den stärksten Eindruck machen kann. Ein mehreres davon bey der Inversion.

7. Man befreye sie von allem, was sie dem Leser verdunkeln kann, und belagere sie nicht mit einer Menge von Nebenbegriffen und Umständen. Obstat, quidquid non adiuvat. *Quinctil.* Wenn Dichter, indem sie bloß gefallen wollen, ingeheim lehren und unterrichten, so kann man sie vielleicht jetzt, so wie ehedem, mit Recht, und ohne Furcht, irgendwo anzustoßen, für die besten und schätzbarsten Schriftsteller halten; wird durch die Häufung und ungeschickte Stellung der Nebenbegriffe verworren, gedehnt, und schleppend. Auf eine geschickte Stellung und Ordnung der nothwendigen Umstände kommt sehr viel an. Etwas ist davon in meiner Sprachlehre gesagt worden. Von der geschickten Stellung der Hülfswörter wird in der Lehre von dem Wohlklange gehandelt werden.

8. Man lasse nicht allein die einzelen Begriffe, sondern auch die einzelen Glieder eines Satzes und einer Periode, wo die Natur der Sprache und der Sache es verstattet, nach dem Maße ihrer Wichtigkeit auf einander folgen. Cauendum est, ne decrescat oratio, et fortiori subiungatur aliquid infirmius. Augeri enim debent sententiae et insurgere, *Quinctil.* Am fehlerhaftesten ist es, wenn das letzte Glied eines Satzes bloß das Echo des ersten ist. Schon die erste

Entdeckung der Schönheit erfüllet das Herz mit neuer Freude, und verbreitet Vergnügen über dessen Fähigkeiten.

9. Man verbinde alles, was in der Natur verbunden ist, und verbunden gedacht werden muß, auf die einleuchtendste Art. Eine geschickte und lichtvolle Verbindung trägt sehr viel zur Präcision bey. Einzeln hingeworfene Ideen zerstreuen und verwirren den Leser so sehr, als einzeln hingestellte Figuren in einem Gemählde, wo man nicht weiß, was sie wollen und warum sie da sind. Was läßt sich wohl bey folgendem Unsinn denken: Stürmendes Feuer! lösche; Wogensturz! weiche aus. Furchtbare Imagination! machs Kreuz. Großheit der Gesinnungen! Setz die Staats-Perücke gerade. Gedankenfülle! lese viel. Sprachstärke! sinne nach. Zartheit, Empfindung, sieh in Spiegel. Nur der wahre Mensch empfindet. Schubart.

Nutzen und Nothwendigkeit derselben.

§. 9. Diese Eigenschaft ist, wenn sie gehörig verstanden und mit Klugheit angewandt wird, die schönste und wichtigste unter allen, und überwieget die Lebhaftigkeit, in welche unsere neuern Schriftsteller die Schönheit des Styles allein zu setzen scheinen, sehr weit;

 weil

weil keine die Absicht, warum man in jedem Falle schreibt und spricht, so sehr befördert, als eben diese, selbst in der bildlichen und dichterischen Schreibart. Wenn jeder Gedanke, er sey nun abstract oder sinnlich, in die wenigsten und ausdrückendsten Worte gekleidet, und zugleich von allem entladen wird, was ihn belästigen oder verdunkeln kann, so muß er nothwendig den leichtesten, lichtvollesten und tiefesten Eindruck auf den Leser machen; zumal da die Hauptbegriffe zugleich näher zusammengerückt werden, daher ihre übersicht dem Leser leichter wird. Die Präcision ist folglich das gewisseste Mittel, dem Ausdrucke den möglichsten Grad von Klarheit zu geben, dagegen die Weitschweifigkeit nichts als Dunkelheit und Verwirrung um sich her verbreitet. Wird ein reichhaltiger, besonders bildlicher Gedanken mit der möglichsten Präcision vorgetragen, so entstehet daraus ein starker Gedanke.

Selbst seine Amme faßt in der Geburt ihn um,
Weissagt und segnet ihn mit diesem Wunsch:
sey dumm! Wernike.

So oft der Herr der Wasser und der Erde,
Die Kramer beugt, daß sie nicht Fürsten werden. Haged.

Beson=

Besonders Hallers:

> Nach deinen Raupenstand und eine Hand voll
> Zeit
> Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur
> Ewigkeit!

Gehet die Präcision so weit, daß auch nothwendige Bestimmungen und Umstände abgeschnitten, und nur die Hauptbegriffe, oft ohne Verbindung, dargestellet werden, so wird sie lakonische Kürze. Wenn z. B. der Marquis von Spinola dem Könige von Spanien die Schwierigkeiten der Belagerung von Breda vorstellet, und dieser ihm antwortet: Marquis, erobert Breda. Ich der König. Allein man siehet leicht, daß diese nur selten und nur in dem stärksten Affecte, oder in dem Falle der höchsten Würde, eine Schönheit seyn kann, und auch in diesen Fällen nur sparsam angewendet werden darf.

Mißverstandene Kürze.

§. 10. Ich kann diese Lehre nicht schließen, ohne noch einmal auf die mißverstandene Kürze zu kommen, wodurch sich so viele unserer neuern Schriftsteller unlesebar machen. Sie haben etwas von den Vorzügen der Präcision und körnigen Kürze gehöret, allein, da ihr Begriff davon nur dunkel ist, so fehlen sie sehr oft in

der Anwendung. Da sie unfähig, oft aber auch nur zu bequem und zu ungeduldig sind, ihre Begriffe erst bey sich selbst aufzuklären, so tragen sie selbige nur verstümmelt und halb gedacht vor, und glauben präcis zu schreiben, wenn sie nur fein dunkel sind; da doch die Präcision das größte Licht so wohl erfordert, als gewähret. Breuis esse laboro, obscurus fio; Horat. Andere, die die Dunkelheit in ihren eigenen Ideen gewahr werden, suchen sich durch Umschreibungen, und Wiederhohlungen zu helfen, und tragen einen und eben denselben verworrenen Gedanken unter mehrern ähnlichen Gestalten vor; und da sie sehen, daß sie dadurch weitschweifig werden, so wollen sie das an nothwendigen Sylben, Bestimmungen und Wörtern wieder einbringen, was der verworrene Gedanke überflüssiges hatte, und werden, ausser der Dunkelheit und Weitschweifigkeit, noch dazu hart und barbarisch. Daher so viele Neuerungen in der Orthographie, um Buchstaben zu ersparen; daher so viele harte Elisionen und Ellipsen, Verstümmlungen der Wörter und Verschweigung der nothwendigsten Bestimmungswörter, z. B. des Artikels. Wenn diese Herren unter ihren oft sehr alltäglichen Gedanken die gehörige Auswahl träfen, und jeden derselben mit der gehörigen Klarheit und Präcision ausdrückten, so würden sie unendlich mehr Kürze anbringen

können

können, als durch diese armseligen Hülfsmittel nur möglich ist. Schriftsteller dieser Art gleichen einem ungeschickten Künstler, welcher, eine Geschichte zu mahlen, eine Menge Personen ohne Verstand und Auswahl neben und unter einander wirft, und um diesen Überfluß doch auf einige Art wieder einzubringen, der einen eine Rockfalte, der andern eine Nase, und der dritten wohl gar ein Bein abschneidet.

Alii breuitatis aemuli, necessaria quoque orationi subtrahunt verba, et velut satis sit scire ipsos, quae dicere velint, quantum ad alios pertineat, nihil putant. At ego otiosum sermonem dixerim, quem auditor suo ingenio non intelligit. Quintil. B. 8. Cap. 2.

3. Nach-

3.

Nachricht von einem altdeutschen handschriftlichen Gedichte Johann Rothens oder Rodens von der Keuschheit, von M. Joh. Fried. Aug. Kinderling.

Unter den überresten der alten deutschen Dichtkunst, welche in unserm Jahrhunderte so fleissig sind aufgesucht worden, finden sich viele Lieder, und noch mehrere Ritterromane und Heldengeschichte, welche kriegerische Auftritte im Kleinen und Großen schildern; aber eine weit seltnere Erscheinung ist ein moralisches Gedicht, besonders ein solches, worin eine einzelne Tugend von allen Seiten betrachtet wird. Wenn wir auch die altdeutschen Fabeln mit hieher rechnen, so ist ausser den schönen Gedichten des Winsbek und der Winsbeckin, dem Könige von Tyrol, Freydanks Gedichte von der Bescheidenheit, und einigen Sammlungen einzelner Sittensprüche, fast nichts vorhanden, als der Renner, der Reineke Fuchs, das Narrenschiff. Mehrentheils ist übrigens die Sittenlehre in die fabelhafte Geschichte der Heiligen eingewebt. Ich hoffe also desto mehr Dank bey den Liebhabern der alten deutschen Litteratur

zu verdienen, wenn ich ein altes deutsches moralisches Gedicht aus dem funfzehnten Jahrhunderte der Vergessenheit entreisse. Der berühmte Herr Professor Gebhardi in Lüneburg ist der Besitzer der Handschrift, aus welcher ich dasselbe kenne, und der gütigen Freundschaft des Herrn Professor Conrad Arnold Schmidt in Braunschweig verdanke ich diese Entdeckung.

Die Handschrift ist in Quart, auf starkem Papier, ziemlich leserlich geschrieben. Die Schrift kommt mit der in meiner Legende von der Maria ziemlich überein, wenigstens hat sie ebenfalls dicke und stumpfe Striche. Sie ist 195 Seiten stark. Auf jeder Seite ist der weisse Rand durch vier Linien bestimmt, übrigens sind für die einzelnen Verse keine Linien vorgezogen, daher hat manche Seite nur 26, manche aber 34 Zeilen. Die Abschnitte haben rothe, mit Zinnobertinte hinzugemahlte Anfangsbuchstaben. Sie ist, nach alter Art, in Holz; mit braunen Leder überzogen, eingebunden, auf den Ecken mit messingenen Buckeln geziert, und mit einer einfachen Clausur versehen. Der Einband alter Bücher verdient bisweilen Aufmerksamkeit, hier ist aber ein Beweis des seltsamen Geschmacks damaliger Zeiten, in den grotesken Figuren, womit das Leder verzieret ist, anzutreffen. In einer

Einfassung von Löwen in runden Feldern und Sakpfeiffen in rautenförmigen Feldern eingeschlossen, und in einer zweiten inwendigen Einfassung von Lilien und Rosen, sieht man ein Lamm mit einer Fahne, drüber zwey monströse Menschenfiguren, welche auf Cythern spielen, und über denselben die Maria mit dem Jesuskinde. Zu dieser sonderbaren Gesellschaft hat es dem Buchbinder gefallen, sich zu verewigen. Unter der Maria steht auf einem gewundenen Zettel: Johannes Fogel. Inwendig steht auf dem ersten weissen Blatte: Ex liberis (libris) sancte marie sanctique iohannis baptiste in vilbecke seruanti benedictio, tollenti maledictio. Hier ist also ein Beitrag zu den Büchern, die ein Anathema drohen, und zugleich ein Exempel eines sehr kurzen Bücherfluches. Wer in der Schauenburgischen Geschichte bekannt ist, kann diese Nachricht, daß die Handschrift dem Kloster Vischbek oder Fischbek, Benedictiner Ordens, im Casselschen Antheil der Grafschaft Schauenburg zugehört hat, vielleicht zur Aufklärung des Schlusses der Handschrift nutzen.

Der Verfasser und Abschreiber unsers Gedichts werden am Schlusse der Handschrift, in einem Zusatze des Abschreibers namhaft gemacht. Ich muß also mit diesem

sem Schlusse, 194 und 195 S. den Anfang meiner nähern Beschreibung machen:

Nach godes gebort *virczenhundert iare*
Vnd sess vn funczig das ist ware
Am donerstage vor ambrosigen dage
Ist dit buch vol endet mag ich sage
Glich alss herczoge *wilhelm* zu der stund
Der dur edil furste so mir ist kund
Van sassen vnd brunswicschen here
Regnirte das land mit grosser ere
In derselben ziid wisset das
Wer uf den *sassenhagen* ein haubtmann was
Myn besundern juncker *wilckenclenck*
Der mir dicke mildeclichen sin brot vnd gedrenck
Gutlichen had gedeilet mede
Nach adelichen vnd frundes sede
Vnd ich *Iohannes rutinck van segen*
bedachte da in mynen synnen
Wy das ich em widder zu liebe
Vnd auch sime togentlichem wibe
Dit buch zu gedechtnisse wolde schriben
Vnd das auch hir nach sinen erben zu bliben
Wan ich ess hir vor ny keinen man
geschriben adder gegeben han

Y doch

Y doch ſal man dencken nicht
Das ich es ſelber habe gedicht
Vnd mir di ere zu ſagen
Sunder ein priſter der by ſinen dagen
Groſse bucher had gemacht
Vſs dem latin in dutſch ertracht
Derglichen ich nach ny geſach
Vnd had gewonnet *zu yſennach*
Sin name was herre *johannes rode*
Sine ſele beuele ich gode
Diſs buch ſaget van der kuſcheid
Vnd van der ſele ſelickeid
Van juncfrauwelicher zucht
Vnd werder wiplicher frucht
Wy ſich di ſelben ſollen halden
Das ſi mit eren mogen alden
Vnd wo ſich ein ichlich bederman
Vnd ein frome geſelle ſal halden an
Ich ſprech iſs uf myn truwe vnd ere
Ich wolde das keine juncfrauwe were
In der werlde nach kein bidder wip
Di ir ſele ere gud vnd lip
Gerne wiſslichen wolden beware
Sy hetten zu ſture diſse ſchone lare.

Hier haben wir also alles, was zur Geschichte unsrer Handschrift gehört, nur ist die Zeit der Verfertigung des Gedichts nicht angemerkt. Übrigens ist der Priester zu Eisenach, Johann Rode, der Verfasser. Ob ers aber selbst gemacht, oder aus einem lateinischen Originale, wie andere Bücher, in Verse gebracht habe, ist nicht recht deutlich angezeigt. Johann Rutink von Segen *) hat es abgeschrieben, und damit dem Junker von Wilckenblenck Hauptmann zu Sachsenhagen (in der Grafschaft Schauenburg,) und seiner Gemahlinn, ein Geschenk gemacht, weil er von diesem Edelmann viel Gutes genossen hatte. Diese Abschrift ist 1456, unter der Regierung des Herzogs Wilhelm von Sachsen, nachdem der Verfasser schon eine Zeit lang todt war, verfertiget worden.

Von dem erkenntlichen Abschreiber dieses Gedichts weiß ich nichts weiter zu sagen, als was er selbst gemeldet hat. Aber von dem Verfasser, dem Johann Rothe, findet sich etwas Nachricht. Er ist nämlich als Geschichtschreiber und Dichter durch sein Chronicon Thuringiae bekannt, welches er mit einer Vorrede in deutschen Reimen hinterlassen hat. Der berühmte

*) Vielleicht war er aus Segen im Thüringischen bey Frankenhausen gebürtig, und vermuthlich Rodens Freund.

rühmte Johann Burchard Mencken hat diese deutsche Chronik in seinen Scriptoribus rerum germ. Tom. II. p. 1634 - 1824 abdrucken lassen, auch in der Vorrede etwas von seinen Lebensumständen berührt. In den Annal. Isenacens. ap. *Paullin.* in Syntagmate rerum et antiqq. germ. p. 104 steht ein Johann Roth, als Presb. et Vicar. ad S. Georg. bey einer Donation von 1397 und auf der 96 S. steht ein Johann Roth als Scholasticus Capituli ad B. M. V. von 1425. Welcher von beiden unser Dichter sey, ist schwer zu sagen. Weil er in meiner Handschrift ausdrücklich ein Priester heißt, so glaubte ich anfänglich, ihn am ersten Orte gefunden zu haben, zumal weil er sich in der Vorrede zu seiner Chronik als einen alten Mann beschreibt, der sich der Augengläser bedienen müste, und dessen Hände zitterten. Unterdessen ist doch kaum glaublich, daß er, da er 1440 seine Chronik schloß, schon ein achtzigjähriger Mann sollte gewesen seyn, und das müste doch nothwendig seyn, wenn er 1397 schon Presbyter gewesen wäre. Also ist er wahrscheinlicher der Canonicus des Capitels der h. Maria zu Eisenach gewesen. Dies ist auch Paullini und Menkens Meinung. In der Vorrede zu seiner Thüringischen Chronik sagt er ferner selbst, daß er Capellan der Landgräfinn Anna gewesen sey. Diese war

die

die Tochter des Kaisers Albert II. welche der Landgraf Wilhelm zu seiner zweiten Gemahlinn im Jahre 1446 nahm, und 1461 verstieß. Obgleich Rothe seine Chronik nur bis 1440 führt, so muß er doch wenigstens bis 1446 oder 1447 gelebt haben, weil er dieser Anna seine Chronik zuschrieb. Doch könnte diese Anna auch wohl die 1431 verstorbene Landgräfinn seyn, welche eine geborne Gräfinn von Schwarzburg, und Wilhelms erste Gemahlinn war. Georg Paul Hönn nennt Rothen ihren Capellan. Einige haben diese Chronik einem Mönch von Eisenach beygelegt, welches aber irrig ist. Petrus Albinus in Chron. prouinciali Misn. ed. Sagitt. p. 339 eignet sie richtig unserm Johann Rothe zu, und nennt ihn einen Luxenburger, einen Priester und Schreiber zu Eisenach, (denn die Capelläne hatten mehrentheils die Stelle der geheimen Sekretär oder Canzler.) Eben so urtheilt Sagittarius und Pfefferkorn. Übrigens wird diese Chronik zuweilen vom Fabricius Chron. Erffurdianum, und vom Albinus Isenacense genannt. Die Vorrede zu dieser Chronik ist unter andern deswegen merkwürdig, weil der Dichter seiner hohen Gönnerin, der Landgräfinn Anna ein Denkmahl seiner Dankbarkeit gestiftet hat. Von der achten Zeile an gerechnet machen die Anfangsbuchstaben der vierzeiligen Absätze folgende Worte aus:

Frowen Annen Lantgrafinnnen czu Doringen. Menken hat dieses zwar schon angemerkt, allein im Abdrucke sind die Absätze nicht gemacht, auch nicht mit großen Buchstaben unterschieden worden, daher die Kunst des Dichters nicht in die Augen fällt. Bey einem Abdrucke der Handschrift, welche ich beschreibe, müste dies kleine poetische Stück richtiger mit abgedrukt werden. Ich merke noch dabey an, daß die ersten drey Zeilen dieser Vorrede der Thüringischen Chronik mit dem Buchstaben D anfangen. Mich dünkt, daß dadurch die gewöhnliche Dedicationsformel Dat, Dicat, Donat, angezeigt werden sollen.

Noch eins, ehe ich auf das Gedicht von der Keuschheit komme. Rutink bezeuget in dem angeführten Schlusse meiner Handschrift, daß Johann Rode große Bücher gemacht, und aus dem Lateinischen übersetzt habe. Bisher hat man nur von der einzigen Chronik gewust, und das Gedicht von der Keuschheit ist das andere Buch, welches ich jezt bekannt mache. Aber sollte nicht das Leben der heiligen Elisabeth, welches Menken in eben dem zweyten Theile seiner deutschen Schriftsteller eingerückt hat, auch von ihm herrühren? So viel ich weiß, hat noch niemand den Verfasser desselben mit Gewisheit angegeben. Aber für ein

Werk

Werk des funfzehnten Jahrhunders hat es schon Tentzel erklärt, und, mich dünkt, Bodmer hat schon gemuthmaßt, daß Rothe der Verfasser sey. Ich vermuthe es ebenfalls, und hier sind meine Gründe. Im Leben der heiligen Elisabeth wird §. 3—6 angeführt, daß sechs Meistersänger an den Hof des Landgrafen Hermann nach Warpurg gekommen wären. Unter diesen wäre Klingsohr gewesen, und hätte geweissagt, und zwar am Geburtstage der heiligen Elisabeth, daß diese Tochter des Ungarischen Königes dereinst die Gemahlin Ludwigs, Landgraf Hermanns Sohns, und dabey eine sehr heilige Frau werden würde, welches auch eingetroffen. Eben dieses erzählt auch Rothe in seiner Thüringischen Chronik ap. Mencken fol. 1697-1700. Ferner die Schreibart stimmt auch ziemlich überein, welches ich, wenns nicht zu weitläuftig wäre, mit einzelnen Stellen beweisen wollte. In der Chronik steht zwar immer Doringen, im Leben der heiligen Elisabeth aber Düringen u. s. w. aber dergleichen kleine Verschiedenheiten können von dem Schreiber herrühren, der das alte Original nicht getreu genug copirt hat. Mencken fand auch die Sprache ziemlich rein, und wollte es daher ins sechzehnte Jahrhundert setzen. Doch meint er, das Buch wäre an sich wohl älter, und wohl schon im dreyzehnten Jahrhunderte geschrieben, hernach aber

in die reinere Sprache übergetragen. Vielleicht wäre die Vermuthung noch wahrscheinlicher, daß Rothe ein altes Lateinisches Original vor sich gehabt, und in deutsche Reime übersezt hätte.

Doch es ist Zeit, näher von Rothens Gedichte von der Keuschheit zu reden. So fangt es an:

Ach wy gar ſuberlichen vnd zart
Iſt die reine kuſche art
Die da ſtet in ir vnſchult
Vnd mit gotlicher liebe iſt irfult
Wan ir togend wirt alzu hand
beide gote vnd den luten bekand
In der wiſsheit buche ſtet dit beſchriben
Dy mogen ſich des in god vor heben.

Zuchtende zemde di kuſcheit treget
darmit ſy das hertze bewegit etc.

So geht die Einleitung zum ganzen Werke, in verschiedenen bald längeren, bald kürzeren Absätzen fort bis zur dritten Seite. Der Inhalt ist eine allgemeine Anpreisung der Keuschheit, und eine ziemlich deutliche Beziehung auf eine sinnbildliche Vorstellung der Keuschheit. Es heißt nämlich auf der zweiten Seite.

In der heiligen Schrifft han ich funden
Das man di kuſcheit zu manchen ſtunden
ſich glichit diſſen gemalten ſtocken (ſ. ſtücken)
die der kuſcheit bilde *hy* ſmecken (ſ. ſmücken)

Dieſe Worte ſcheinen ſich auf ein Gemälde der Keuſchheit zu beziehen, welches vielleicht bey dem Originale, wovon die Abſchrift genommen iſt, befindlich geweſen iſt, oder vielleicht bey dem lateiniſchen Originale, welches Johann Rothe etwa überſezt hat: denn es folget gleich:

dar vmme ſo ſtet hie uor gemalet das
das man ſy erkenne deſte baſs.

Bey dieſer Handſchrift iſt kein dergleichen Gemälde. Unterdeſſen liegt hierin faſt der ganze Plan des Gedichts, worin die Sinnbilder der Tugend, als das weiſſe Kleid, die Lilien ꝛc. beſchrieben werden. Am Ende der zweiten Seite ſteht von der Keuſchheit: Sy iſt ein ſwigen vnendelicher ſachen. Es muß vermuthlich heiſſen vnedelicher, welches zum Begriff der Keuſchheit beſſer paßt. Da dieſe ganze Zeile durch einen Irrthum zweymal geſchrieben iſt, ſo kann auch wohl in dem einem Worte ein Schreibfehler ſeyn. — Da die Maria, als das gröſſeſte Muſter der Keuſchheit, angeprieſen wird, ſo ſchließt ſich die Einleitung mit einer

ner Zueignung an die Maria, worin der Verfasser zu erkennen gibt, daß dieses sein leztes Werk zur Ehre der heiligen Maria seyn soll:

Ich habe mich dess erwegen zwar
das dir kein (buch) mer wirt uss gericht
Van mir, vergiss myner sele nicht.

Das eigentliche Werk fängt am Ende der dritten Seite an, wo blos diese überschrift steht: Nu hebit sich an, Darauf werden Beyspiele keuscher Menschen aus der Bibel und der Geschichte der Heiligen angeführt. Bis zur eilften Seite werden Abel, Joseph, Susanna 2c. angeführt, und vom Usa behauptet, daß er der Unreinigkeit wegen wäre getödtet worden. Auf der eilften Seite fängt ein neuer Abschnitt, ohne besondere überschrift, an, worin biblische Sprüche und Warnungen vor der Unkeuschheit angeführt werden. Ich merke folgende Stellen der zwölften Seite an:

In der kirchen sollen alle wibes namen
Swigen vnde nicht *kosen* zusamen. —
Vnd must ir van not sprechin ein wort
Das dut *megelichen* vnde macht ess kort. —
Dar vmme ist besser einen man genomen
Dan statlicher so *bornen* ane fromen
Vnde gote dinen in *etlicher* (ehlicher) wise

Danne

Danne vnder einen *schappel* adir vnder einer *ryse*,
Die dar schwartz gefarwet were
Vnde doch der meide lon enbere.

Hier ist zugleich eine Probe einer ganz vernünftigen Moral, und zugleich auch ein Beweis, daß der Sprachforscher hier manches dunkle findet. Schappel bedeutet wohl ein Scapulier, und Ryse ein Nonnenkleid.

Auf der vierzehnten Seite folgt ein neuer Abschnitt, darin Aussprüche der Bibel und der Kirchenväter von der Keuschheit vorkommen. Es heißt unter andern:

Wanne die sele ist nicht dar vmme gemacht
das sy du (thue) als der licham *erdracht* (begehrt)
Sundern der licham ist dar vmme worden
Das er leben sal noch (p. nach) der sele orden
Dar vmme sal die rede einer reinen maget
Si (f. syn) das si den fromen luten behaget
Swer vnde setig vnde auch *cleine* (kurz)
An vil gesmockte worte ich meine — —
Gute seten in rechter *hubescheit*
Ziren bass ein magit dan ein gulden cleit —
Wanne das vnkusche ouch daz ist *drote* (bald)
Eines vnreinen hercz bote.

Auf der siebzehnten Seite kommt endlich die eigentliche Erklärung der Keuschheit, mit einer Erläuterung aus dem Gleichnisse von den klugen und thörichten Jungfrauen:

Di kuſcheit iſt ein meytlicheit
(Vermeidung, Zwang)
Di an den licham wirt geleit
Mit des hercze volgen in ſteten willen
durch god ſin fleiſch ewiclichen ſtillen
die kuſcheit ane gotliche mynne
iſt ein lampe da kein oley iſt inne.

Darauf folget das Gleichniß, darin es von den thörichten Jungfrauen heißt: Vnd bleben alſo vn elicht. Ob das unehelich, oder ohne Licht bedeuten soll, ist dunkel. Überhaupt ist der Schreiber bisweilen nachläßig gewesen. Kurz vorher steht; Der en davon (hier fehlt konde oder ſolte) entſtehen. Als Hauptmittel der Keuschheit werden übrigens Gottesfurcht und Demuth empfohlen.

Von der zwanzigsten Seite folgen nun die Sinnbilder der Keuschheit, mit weitläuftigen Erläuterungen, und eingestreueten Exempeln. Zuerst Van dem wiſsen cleide, wobey wider die Schminke geeifert wird, ingleichen wider die Vielheit und Kostbarkeit der Kleider. Hinge-

Hingegen wird die Sittsamkeit im Anzuge angepriesen. In einem neuen Abschnitte von der 28 Seite werden sieben Blumen des weißen Kleides der Keuschheit erzählt. Die erste Blume ist die Reue über die Sünde, welche schön aussieht, aber nicht riecht, weil die Ursach der Reue dem Menschen verborgen ist. Die andere Blume ist das Nachdenken über das Leiden Christi, welche ein Erbrechen der ungesunden Speise wirkt. Die dritte Blume ist die Viole, und bedeutet die Demuth. Die vierte ist der heilige Wandel. Die fünfte ist die Innigkeit des Gebets, eine Ringelblume, welche der Sonne folgt. Die sechste ist das Andenken an das lezte Ende. Die siebente ist die beständige Liebe, oder das Vergiß mein nicht.

Von der 32 Seite wird der elfenbeinerne Thron Salomons, als der Sitz der Keuschheit beschrieben, und zuerst das Elfenbein mit der Keuschheit verglichen. Die sechs Stufen des Thrones bedeuten Keuschheit der Sitten, keusche Gedanken, sittsame Augen, züchtige Geberden, Reinigkeit des Leibes und endlich Beherrschung des Willens. Die zwölf Löwen bedeuten die Art der Liebe, wodurch die Keuschheit befördert oder verhindert wird. Hier hat sich der Verfasser vielen Zwang angethan, die Gegensätze zu finden. Z. E. der

erste Löwe zur rechten bedeutet die Liebe zu Gott; der zur linken die unordentliche Weltliebe. Doch kommen bey aller Seltsamkeit der Einkleidung hin und wieder recht gute Gedanken vor, nur sind sie zum Theil sehr dunkel ausgedruckt. Es folget auf der 38 Seite eine neue Vergleichung der Keuschheit mit dem Elfenbein, dessen drey Eigenschaften, Härte, Kälte und Weiße, angewendet werden. Auf der 41 Seite folgt ein neuer Abschnitt von dem evangelischen Kusse, darin sehr vernünftig gelehret wird, daß die Keuschheit etwas freywilliges, nicht geboten, sondern nur gerathen sey, und daß sie deswegen einen Vorzug vor andern Tugenden habe. Auf der 45 Seite werden nach Gregorii Ausspruche drey Wirkungen der Keuschheit, nämlich Reinigkeit des Leibes, Freude des Gewissens, und Gottes Wohlgefallen angeführt. Weil die Keuschheit Engeln natürlich, Menschen aber sehr schwer ist, so wird behauptet, daß der Mensch durch Keuschheit zum Range der Engel erhöhet werde. Auf der 52 Seite folget Van der turteltuben vnd ir bedutunge. Dieses Sinnbild der Keuschheit wird auf die eheliche Treue besonders ausführlich angewendet. Wider den Kleiderschmuck wird auf der 55 Seite geeifert, doch auch hinzugesezt.

Ein

Ein itliches nach siner stad
Darnach ess adel addir reichtum had.

Von der Verletzung der ehelichen Treue heißt es 57 S. sehr nachdrücklich:

Vil bilcher heist her (der Unkeusche) ein tir
ein noss
Wanne her der redelicheit ist bloss —
Wanne man vnd wip gewinnen den mut
Das ir ein dem andern vnrecht tud
Vnd wollen anderswo hofiren (buhlen)
So leben si glich den tiren
Iir gudir rad vorgehit balde
Vnd en wedder feret vnsalde.

Ein neuer Abschnitt Van dem perlin krantze fängt auf der 62 Seite an, wo die Keuschheit ein Paradis der Wollust heißt. Der Zusammenhang der Unmäßigkeit und Unkeuschheit wird 68 und 69 S. so gezeigt:

Sin (des Unkeuschen) gemute sted alles uf
hofiren
Wanne der buch ist gar nahe den nyren
Vnd nach schickunge der glede
So volgen ouch die laster dar mede
Di da vil fleisches essen
Vnd drincken den win vngemessen

Vnd wider züd nach stunde ramen
Di samen gar sere der vnkuscheit samen
Wer sinen licham zertlichen neret
Der vnkuscheid her sich küme erweret.

Dabey kommt eine Schilderung unzüchtiger Klosterfrauen vor. Auf der 73 Seite folgt: Von der lilien vnd ire bedutunge. Die Lilie wird genau zergliedert, und alles auf die Beherrschung der Neigungen angewendet. Auf der 84 Seite folgt ein neuer Abschnitt: Nu volget hir nach das vorspan vnde sine bedutunge. Vorspan scheint einen Schmuck auf der Brust zu bedeuten, dessen Edelgesteine hernach beschrieben werden. Er selbst besteht in dem Andenken an Christi Leiden. Über die Benennung des Vorspans erklärt sich der Dichter selbst also:

Dar vmme so heist ess ein vorspan
Das ein kuscher mensche gedencke daran
Beide spade vnd auch fru
Was her lasse solle thu (f. vnd thu)
Vnd das sal vor deme herczen lin
Vff das nicht arges komme darin.

Übrigens werden gute Lehren von der Sittsamkeit, von den Folgen unkeuscher Blicke u. s. w. eingestreuet. Auf der 95 Seite folgt: Von der gulden snure da sich

das

das bilde (nämlich der Keuschheit) mit gortet. Diese Schnur ist dreyfach, welches angewendet wird auf die heilige Dreyeinigkeit, ferner auf die dreyfache Keuschheit der Maria, vor, in und nach der Geburt; endlich auf die Liebe Gottes von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften. Die beiden zusammengeschlungenen Enden des Gürtels bedeuten die Liebe Gottes und des Nächsten. Der Nächste heißt eben mensch, welches nicht unpoetisch ist. Auf der 99 S. wird die Keuschheit also gepriesen;

Ein richtum der armen der einfeldigen buten
Vnd ein leben der totlichen luten
Vnd wer alle sacramente had
Der ist dannoch wol bose an der tad
Aber weme god sine liebe gusit in
Der kan noch mag nicht bose gesin.

Hier ist ein Gedanke, der in damaligen dunkeln Zeiten alle Aufmerksamkeit verdient. Auf der 100 Seite wird nebst Beten, Lesen, Singen auch das Bücherschreiben als ein Mittel der Keuschheit empfohlen. Ein neuer Abschnitt von der 101 — 105 Seite hat keine andere Überschrift, als diese: Nu sal man aber mercken. Es sind allgemeine Sittenlehren von der Bewahrung der Keuschheit. Auf der 106 Seite folget die weitere

Erklä:

Erklärung des Bildes der Keuschheit. Nu volget hirnach van deme appel den das bilde der kuscheit in siner rechten hand treit. Dieser Apfel bedeutet die Arbeit der Hände. Hier werden sehr gute Lehren von der Arbeitsamkeit angebracht. Z. E. 108 S.

Wanne glich alss ein acker vngeeret (ungepflügt)
Distilen vnd dorne geberet
Vnd ander vnnutze gekrute
Also ist es auch vmme di lute
Di da stetlich mussig gehen —
Wer des mussigganges wil gebruche
Der wirt aller bosse ein *aytuche*.

Auf der 117 Seite wird nun der Ring des Bildes der Keuschheit erklärt. Das fingerlin vnd sin bedutunge. Dieser Ring an der linken Hand bedeutet das Vertrauen auf Gott. An demselben ist ein Saphir, dessen Wirkungen beschrieben werden. Er vertreibt das böse Blut, welches auf die Begierlichkeit angewendet wird. Er vertreibt den Schwulst, welches von der Demuth erkläret wird. Endlich soll er ein Gegenmittel gegen die Schwermuth und Trägheit seyn. Dabey wird von den Pflichten der Nonnen geredet, daß sie ihrem Gelübde treu bleiben sollen, weil sonst das Kloster sie nicht bey Gott angenehm macht.

Das

Das god liebe zu dir had
Das macht nicht des closters stad
Nach din orden. nach din cleid
Sundern dine gute mit samkeit.

Von der 130 Seite folgt ein neues Sinnbild der Keuschheit: Van dem einhorne vnd sin bedutunge vnd sin nature. Das Einhorn soll, wenns aufgejagt wird, zu einer keuschen Jungfrau, die man in einer Hecke verbirgt, sehr zutraulich seine Zuflucht nehmen. Es soll Christum bedeuten, und sein dreyfach gewundenes Horn soll unter andern die drey Haupttugenden des Klosterlebens bezeichnen: Demuth, Armuth und Keuschheit. Von der 138 Seite werden die goldenen Schuhe des Bildes ausgelegt. Eine neue Abtheilung auf der 145 Seite hat nur die überschrift Item nu mercke. Die darin enthaltenen Sittenlehren von der Züchtigkeit in Reden und in Geberden, werden mit folgender Moral beschlossen:

Eines frommen menschen munt
Sal afterkosen zu keiner stund
Wenne schentlich gnug ist die rede
Wanne ein suchet sin lob dar mede
Das her gelestert ander lute
Vnd meynet her wolle dar mede bedute

Das her nicht der boste sy
Wen di bosen schelden der ist bosheit fry
Wen aber schelden di wisen vnd dy fromen
Der ist van sinen eren komen —
Selig ist das leben das togend treit
Wo togend ist da ist selikeit.

Die lezte Sentenz wird aus dem Aristoteles angeführt. Auf der 148 Seite folgt: Van deme tuuel vnder den fusen, (nämlich in dem Gemälde der Keuschheit.) Man soll durch Lesen der heiligen Schrift dem Teufel, oder den bösen Gedanken, wiederstehen. Auf der 158 Seite ist ein neuer Abschnitt von der Schamhaftigkeit, der aber keine weitere Überschrift hat, als: Item nu mercke. Hier kommen sehr richtige Gedanken vor, wie sich die böse Lust verstärkt, und zur That kommt, und wie man die ersten Reizungen unterdrücken soll. Auf der 166 Seite folgt die Erklärung der Schilde, welche um das Bild der Keuschheit, als Beyzeichen, herumgemahlt sind, deren Bedeutungen, mit eingestreuten Sittenlehren, erkläret werden. Der erste Schild ist ein Wolf im goldenen Felde, das Wapen der Herren von Wolfskehl. Der Wolf bedeutet den Teufel. Wer den Wolf zuerst sieht, kann ihm entfliehen, also wer über sein Herz wacht, entgeht der Versuchung.

Der

Der wolf bedutit den tuuel alsus
Entzebestu siner bekorunge zu vor an
So mag her an dir nicht gehan.

Hier ist eine ziemlich deutliche Stelle, daß entzeben, welches immer mit dem Genitiv verbunden wird, auch die Bedeutung hat, ersehen, bemerken; denn es folgt: Ist aber das her dich ersicht (es soll heißen ersihit) Vnd dir sine bose gedancken inlehit u. s. w. Doch will diese Bedeutung nicht an allen Orten passen, z. E. der liebe entzeben, wo es wohl begehren bedeutet, der bekorunge entzeben (150 S.) wo es den Sinn zu haben scheint: der Reizung ausweichen. Herr Prof. Oberlin hat in seinem Glossario nur die einzige Bedeutung, erfahren, angemerkt. In einer neuen Abtheilung auf der 169 Seite folget ohne weitere überschrift eine Vergleichung Christi mit einem Kaufmann, der den ganzen Acker kauft, um der köstlichen Perle der Keuschheit willen. Seite 171 kommt ein neuer Abschnitt: Item nu mercke ein gude lare. Es folget auf der 173 S. die Beschreibung des zweyten Schildes der Keuschheit, auf welchem rothe und weiße Rosen sind, jene im weißen, und diese im rothen Felde. Dies ist das Wapen der von Vonir. Darauf folget die Beschreibung des Bettes Salomons aus dem Buche von der innigen Liebe, (dem Hohenliede Sal.) Dies wird auf

den dritten Schild der von Elsterberg angewendet, in welchem die Elster, als ein Bild der Wachsamkeit steht. Auf einem vierten Schilde ist ein Papagey, und dies Bild wird auf die Züchtigkeit im Reden angewendet. Auf der 184 Seite folgt eine Abtheilung mit dieser überschrift: Van deme medechen ſal man nu eben mercken. Sie werden hier vor Hoffart besonders gewarnt. Ein überwältigtes Mädchen soll gelinder beurtheilt werden, weil sie vielleicht nicht hat wiederstehen können. Zulezt wird noch Beherrschung der Zunge, und Vermeidung der Trägheit angepriesen, und nach dem Wapen der von Henneberg, die Henne, die sich eines gelegten Eyes mit großen Geschrey rühmet, als ein Bild des Stolzes, vorgestellt. Auf der 192 Seite steht der lezte Abschnitt von Vermeidung böser Gesellschaft mit der überschrift: Item nu mercke das leſte capitel diſses buches.

Daß dieses Gedicht sehr gute Sittenlehren enthält, können die angeführten Stellen erweisen. Es herrscht in der That diejenige finstre Klostermoral nicht darin, welche man von der Zeit, da es ist geschrieben worden, (ums Jahr 1440) leicht erwarten möchte. Aber welch ein Vortrag, wird man sagen, und welche läppische Einkleidungen? Das ist wahr. Es ist aber alles nach

dem

dem damals herrschenden Geschmacke vorgestellt. Und wie lange hat nicht dieser Geschmack geherrscht? Noch in unserm gegenwärtigen Jahrhunderte fand es großen Beyfall, wenn bey dem Begräbnisse eines Herrn Kellers der geistliche Weinkeller, oder bey dem Begräbnisse eines Buchdruckers die geistliche Buchdruckerey vorgestellt wurde. Johann Rode hat manche schlechte Bilder, die eben so ängstlich aufgesucht, als ausgemahlt sind. Sein Gedicht macht seinem guten Herzen mehr Ehre, als seinem Kopfe. Aber eben diese emblematische Lehrart, welche er erwählt hat, verdient in der Geschichte des menschlichen Verstandes viel Aufmerksamkeit. Als ein Actenstück davon verdiente dies Gedicht vielleicht erhalten zu werden, weil wenigstens das simplex duntaxat et vnum darin herrscht, und mir noch kein ähnliches Gedicht bekannt ist.

In dem ganzen Gedichte ist die Thüringische Mundart sehr sichtbar. Die Endigung ir für er, als bosir, etlichir, auch die Vorsetzsylbe ir für er, als irheben, irkriegen, ferner it für et, als magit, sagit; in für en, als grossin, il für el, als angil, edil, ferner die Vorsetzsylbe ge, in gesin, gehan, gezyt, getwang, gereden, für seyn, haben, Zeit, Zwang, reden ꝛc. ferner kegen für gegen ꝛc, kommen sehr

häufig vor. Noch steht fast immer für nach, und umgekehrt. Wan für denn. Besonders ist eine Wortfügung auffallend, da der Verfasser an statt der bedingenden Partikel wenn, immer das Zeitwort ohne Partikel sezt, z. B. Ist das die liebe zugehet; Ist das du sie heltest wirdiclich; Ist das du eine magit bist, So dine gote zu aller frist. Folgende Stelle, welche in anderer Absicht merkwürdig ist, mag diese Wortfügung erläutern;

152 S. Criftus sprach ess sal irschin
In den dingen ab ir syt myn
Ist das ir in aller stat
Di liebe vnder einander had
So mag der tuuel auch wol sprechen
Wanne he mercket der togenden gebrechen
In deme sal man uch erkennen
Ab man uch di mynen solle nennen
Also dass ir hass in vwern herczen traget,
Vnd vwer ein van dem andern claget.

Der Sprachforscher findet hier Gelegenheit, ein ganzes Glossarium zu sammeln, und es finden sich mehrere Wörter, die ich noch nicht errathen kann. Cischir brot ist wohl panis cineritius, und wird von dem Gerstenbrote des Elias gebraucht; risteren heißt verweilen,

Sald,

Sald, die Belohnung, Seligkeit, vnsald, Unseligkeit, eislich, kalt, vorwasen, verdammen, bemder, unter, Welihling, Weichling, Pfropfling, ein Pfropfreis, kachen, kechze (cachinnus) lautes Lachen, freislich, schrecklich, vnschemel, Schamlosigkeit, querder, Lockspeise, zagel, Schwanz, darffetum, Dürftigkeit, nail, Nagel u. s. w. Es sind aber auch noch manche Wörter dunkel, und das Oberlinische Glossarium hat viele hier vorkommende Wörter gar nicht, oder die Bedeutungen passen nicht, z. E. aytuche, fnast, und dergleichen. Die Wörter entzeben, vorwasen, germen, anden, forten, (ein Substantiv) kommen in manchen Verbindungen vor, da ich ihre Bedeutung nicht errathen kann.

Bisweilen hat sich der Abschreiber offenbar verschrieben. Z. E. 35 Seite steht: Das der kuscheit bringet serde, da es heißen muß sierde, denn es folget der Reim virde. 36 Seite. Darnach das di elden vnd die moge Di nicht ringen nach gotes plage. Es muß wohl heißen die ioge, die Jugend. Auf der 33 Seite steht von der Leinwand, daß sie nicht verbrenne, wenn sie auf Elfenbein gelegt würde, und doch heißt es in der dritten Zeile Das vorbornet. Es fehlt also das Wort nicht. Auf der 46 Seite fehlt

eine Zeile, welche vermuthlich so ergänzt werden muß: Erfrauwet auch des menschen mut. Wegen dieser, wiewohl nicht sehr häufigen Unrichtigkeiten, wünschte ich, daß ein Gelehrter eine andere Handschrift nachwiese, woraus die Gebhardische könnte berichtiget werden.

Ich habe alles, und vielleicht zu weitläuftig, gesagt, was Freunden der Dichtkunst, Sprachforschern und Weltweisen, welche die verschiedenen Einkleidungen der Sittenlehre untersuchen, und den Abänderungen der Art zu denken nachspüren, wissenswerth von diesem alten Gedichte seyn möchte. Fänden sich nun Liebhaber und Beförderer, so ist Herr Professor Schmidt in Braunschweig bereit, einen richtigen Abdruck der Handschrift, mit kurzen Anmerkungen, und mit einem Glossario, zu veranstalten. Ich werde dazu möglichst behülflich seyn. Freunde der alten deutschen Litteratur, welche ich in den Stand gesezt habe, über den Werth des alten Gedichts zu urtheilen, mögen nun ihre Stimmen geben. Wenn ich durch meine ausführliche Vorstellung des Plans, welchen Johann Rothe zu seinem Gedichte sich gemacht hat, einen Gelehrten sollte veranlaßt haben, über die symbolische oder emblematische Lehrart etwas aufzusetzen, und die Fragen aufzulösen, ob die Schreib= und Lehrart nicht von der Bildersprache

ihren

ihren Ursprung habe? warum sie so oft aus der Mode gekommen, und doch wiederum Beyfall gefunden? warum der älteste Schriftsteller, Moses, Emblemen oder Symbole hat, aber keine ganz ausgemahlte Allegorien? warum Pythagoras seine Lehren in dunkle Symbole einhüllte, und Plato oft räthselhaft schreibt? — so würde mich meine angewendete Mühe nicht gereuen.

4.

Fernere Geschichte der Frage: Was ist Hochdeutsch.

Da dieser Gegenstand so wichtig ist, daß der ganze Charakter unserer Litteratur davon abhänget, so darf man sich nicht wundern, daß ich mehrmahls auf denselben wieder zurück komme. Daß es nicht geschehe, um das lezte Wort zu behalten, wird leicht erhellen, wenn man nur bedenkt, daß der Streit von mir ganz durch Gründe geführet worden, und er längst geendiget seyn müßte, wenn es meinen Gegnern gefallen hätte, auf ähnliche Art zu verfahren.

Ich will das Vornehmste, was seit dem ich in diesem Magazine zum letzten Mahle über diesen Gegenstand gesprochen habe, dawider geäussert worden, hier kürzlich wiederhohlen. Ich sage das Vornehmste, das heißt, was einigen Anschein der Gründlichkeit hat; denn bloße Widersprüche, von allen Gründen entblößt, und ohne Rücksicht auf Gründe, mit unter auch wohl ein wenig Schmähungen und Bitterkeiten, verdienen keine weitere Bemerkung.

Damit man das Verhältniß dieser Widersprüche gegen meine Gründe desto leichter und besser übersehen könne, bin ich genöthiget, letztere hier zu wiederhohlen. Billiger und unpartheyischer kann ich hoffentlich nicht verfahren.

Der Satz, welcher zu beweisen ist, lautet so: Diejenige Sprache oder Mundart, denn beydes ist hier einerley, deren sich ein Volk in Schriften bedienet, ist weder ihrem Ursprunge, noch ihrer Ausbildung nach, ein Werk der Schriftsteller, sondern sie ist allemahl die gesellschaftliche Sprache der obern Classen der ausgebildetsten Provinz. In Deutschland ist es die gesellschaftliche Sprache des südlichen Sachsens.

Die Gründe, mit welchen ich diesen Satz behauptet habe, sind von gedoppelter Art, philosophische und historische. Die philosophischen beweisen den Satz, so fern er allgemein ausgedruckt ist; die historischen aber beweisen dessen Anwendung auf diese oder jene Schriftsprache und besonders auf die deutsche.

I. Philosophische Gründe.

1. Folge einer Ungereimtheit. Eine Sprache oder Mundart, welche nur in Schriften lebt und nur allein von Schriftstellern gebraucht wird, heißt eine todte Spra-

Sprache. Ihr Gegensatz ist eine lebendige Sprache, welche nicht allein in Schriften lebt, sondern so, wie sie in Schriften lebt, noch in dem gesellschaftlichen Umgange einer beträchtlichen Menge Menschen gebraucht wird. Die alte Hebräische, Griechische und Römische Sprache sind todte Sprachen, weil sie in demjenigen Zustande, in welchem wir sie aus Schriften kennen und durch Schriften fortpflanzen, nicht mehr die gewöhnliche gesellschaftliche Sprache eines beträchtlichen Theiles ihrer Nation sind; obgleich jede ihre noch lebende verwandte Mundarten hat. Lebten also unsere heutigen Schriftsprachen bloß in Schriften, und wären sie nicht gerade so, wie sie in Schriften leben, irgendwo die gewöhnliche gesellschaftliche Sprache, so wären sie insgesammt todte Sprachen. Und wären sie denn todte Sprachen, so könnten wir in keiner der neuern Sprachen den guten gesellschaftlichen Ausdruck aus Büchern lernen, wie doch in allen den Fällen geschehen muß, wo man nicht Gelegenheit hat, ihn aus dem täglichen Umgange zu lernen. Zwei Ungereimtheiten, welche gleich sehr auffallen.

2. Die Natur der Sache, nach welcher die Bildung und Ausbildung einer Sprache durch Schriftsteller zu einer wahren Unmöglichkeit wird. Die Sprache ist ganz das Werk des engern gesellschaftlichen Lebens, und

alle

alle Verschiedenheiten, welche Sprachen und Mundarten unterscheiden (Analogien) sind wesentliche und nothwendige Folgen der eigenthümlichen Umstände jeder beysammen lebenden Gesellschaft, und müssen es seyn, weil sie so stark wirken müssen, daß bey einer grossen Menge auch ohne klares Bewußtseyn eine und eben dieselbe Wirkung erfolgt. Der Schwabe conjugiret, ich nimme, du nimmst, im Infinitive nimmen; der Obersachse, ich nehme, du nimmst, nehmen. Bey keinem von beyden geschiehet es aus klarem Bewußtseyn eines hinlänglichen Grundes, sondern aus einem gewissen dunkelen Gefühle, welches seinen Grund ganz in der localen Stimmung des gesellschaftlichen Lebens hat, und so stark wirken muß, daß man bey unverdorbenen Sinnen nicht in Gefahr geräth, die Einheit seiner Mundart zu verletzen, und mit derselben einen Theil des gesellschaftlichen Bandes zu zerstören. Soll aber dieses Gefühl so stark wirken, so muß es auf die engern gesellschaftlichen Verhältnisse gegründet seyn; und es wird immer desto stärker wirken, je enger und fester diese verschlungen sind. Daher ist bey einer sehr grossen Volksmenge in einem bestimmten Raume die Einheit in der Sprache allemal grösser, als bey einer geringern in eben dem Raume, so sehr man auch bey der im ersten Falle vermehrten Verschiedenheit der Mei-

nungen

nungen und Gesinnungen das Gegentheil vermuthen sollte *). Schriftsteller leben als Schriftsteller nicht in dem engen gesellschaftlichen Bunde, welches erfordert wird, wenn eine Sprache nach einförmigen Analogien gebildet und ausgebildet werden soll. Sie sind durch alle Provinzen zerstreuet, und so bald sie sich von der allgemeinen Einheit entfernen wollen, werden sie entweder von dem eigenen ihrer Provinz, oder von selbst gebildeten Meinungen und Grundsätzen bestimmt, welche immer einzeln und individuell bleiben, weil sie nicht auf die engern gesellschaftlichen Verhältnisse gegründet sind, welche allein Analogien machen kann. Allgemeine von diesem gesellschaftlichen Verhältnisse unterschiedene Grundsätze giebt es in keiner Sprache, so wenig als es einen allgemeinen Grundsatz gibt, der unter den beyden Formen nehmen und nemmen der einen mit solchem über=

*) Die Geschichte bestätiget diesen Satz. Man bemerkt zu manchen Zeiten, z. B. im 15ten Jahrhunderte, daß die Sprache wenigstens in manchen Provinzen so wenig Festigkeit und Einheit hat. Bey genauer Untersuchung wird man finden, daß die Schuld an dem Bevölkerungsstande liegt. Selbst die Einheit der Gemüther und Gesinnungen gewinnet durch die größere Volksmenge, weil diese die gegenseitigen Verhältnisse mehr in einander schlingt. Aufruhr und Rebellion sind in volksarmen Ländern immer häufiger als in bevölkertern, und folglich in den neuern Zeiten seltener als in den ältern. Der Philosoph wird die Ursachen davon sehr bald einsehen.

übergewichte den Vorzug geben kann, als hier nothwendig ist, wo so viele tausend Glieder der Gesellschaft bestimmt werden sollen. Ist nun der Satz bewiesen, daß keine Sprache anders als in den verschlungenen gesellschaftlichen Verhältnissen entstehen und ausgebildet werden kann, weil ohne sie keine einstimmigen Analogien möglich sind, so kommen die Schriftsteller hier weiter in keine Betrachtung, und man hat nur diejenige engere Gesellschaft aufzusuchen, aus welcher die Schriftsprache in jedem Lande ausgegangen ist, auf deren Analogien sie sich gründet, und sich darauf zu gründen nie aufhören muß, wenn sie anders Einheit behalten und eine schöne Schriftsprache bleiben soll. Man wird alsdann finden, daß es allemal die gesellschaftliche Sprache der obern Classen in der cultivirtesten Provinz eines jeden ndes ist *).

II. Historischer Beweis.

Daß für Deutschland das südliche Obersachsen seit dem 16ten Jahrhunderte diese Provinz gewesen ist, muß jedem

*) Daß sie dieses seyn muß, läßt sich eben so überzeugend beweisen. Allein um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehe ich es hier, und führe nur das an, was wesentlich zu der Streitfrage gehört. In meiner Anweisung zum deutschen Style, welche in der bevorstehenden Ostermesse im Vossischen Verlage in Berlin heraus kommt, habe ich alles weitläuftiger ausgeführet, weil es eigentlich und zunächst dahin gehöret.

jedem bekannt seyn, der mit der deutschen politischen, gelehrten, kirchlichen und Kunstgeschichte nur einige Bekantschaft hat. Diese Provinz hat sich seit dem Verfall der Schwäbischen Cultur durch Manufactur- und Kunstfleiß aller Art, durch Handlung, durch Volksmenge und endlich auch durch Gelehrsamkeit und Geschmack vor allen Provinzen Dentschlandes ausgezeichnet. Deutschlands ganze neuere Cultur ist wenigstens von dem 16ten Jahrhunderte an von ihr ausgegangen, und hat sich über das ganze nördliche und einen großen Theil des südlichen Deutschlandes verbreitet, und folglich mußte auch dessen gesellschaftliche Mundart der obern Classen die gemeinschaftliche Schriftsprache Deutschlandes werden. Ich sage, sie mußte es werden, weil dieß der gewöhnliche Lauf der Dinge zu allen Zeiten und unter allen Zonen ist, und man mir noch keine Schriftsprache aufgestellet hat, welche erweislich auf irgend eine andere Art entstanden ist, oder nur entstehen können. Daß sie es aber wirklich geworden ist, ist ein Factum, eine Thatsache, und muß als eine solche durch Zeugen bewiesen werden. In den Rechten sind zwey bis drey unverdächtige Zeugen zum Beweise einer Thatsache genug. Ich habe ein übriges gethan, und habe in dem ersten Stücke des zweyten Bandes über funfzig gelehrte oder doch sonst unverdächtige Zeugen aus Ober-

und

und Niederdeutschland aufgeführet, welche insgesamt und zum Theil sehr feyerlich behaupten, nicht nur, daß der gesellschaftliche Ausdruck der obern Classen in Meissen unter allen deutschen Mundarten der reinste, wohlklingendste und angenehmste ist, sondern auch, daß Deutschlandes Schriftsprache nichts anders ist, als diese eben gedachte Meißnische Mundart.

Beyde Beweise zusammen genommen, geben meinem Satze eine Stärke, deren nur wenige Gegenstände aus dem Gebiethe der Sprachen fähig sind. Doch ich wende mich ohne weitere Umstände zu demjenigen, was man ihnen entgegen gesetzet hat. Zunächst habe ich es hier mit dem 9ten Stücke des Musei von 1780, und mit Herrn Kammer-Secretär Rüdigers in Halle Neuesten Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, St. 2 und 3 zu thun; allein ich werde auch die ältern bereits beantworteten Widersprüche nicht ganz übergehen können, weil sie mit den neuern größten Theils einerley sind.

Gegengründe.

Ich merke von diesen zuvörderst überhaupt an, daß alles, was man mir bisher entgegen gesetzet hat, so wohl seiner innern Stärke, als der Art des Vortrages nach, so beschaffen ist, daß es einen unpartheyischen Liebha-

der der Wahrheit, er bekenne sich übrigens zu welcher Meinung er wolle, unmöglich befriedigen kann. Die meisten haben auf meine Gründe gar nicht geachtet, oder wenn sie ja einen Blick darauf zu werfen schienen, sie als unbedeutend so gleich wieder verlassen. Alle behalfen sich mit Einwürfen, die von Nebendingen hergenommen sind, und oft gar nichts zur Hauptsache beytragen, und daher im Grunde nichts anders als Chicanen sind; und alles das wird so unordentlich, mit so vieler Weitschweifigkeit vorgetragen, und mit hundert dahin nicht gehörigen Vorwürfen und Betrachtungen untermischt, daß es kein Wunder ist, wenn es bey dem, der seine Gründe kurz und bündig hingestellet zu haben glaubt, diejenige üble Laune erweckt, worüber sich mein Gegner im deutschen Merkur beklagte. Ich will die Ursachen dieser Verworrenheit nicht aufsuchen, sondern vielmehr aus Liebe zur Wahrheit mir die Mühe nicht verdrießen lassen, aus dem weitschweifigen und verwickelten Vortrage meiner Gegner dasjenige heraus zu suchen, was jedem der obigen Gründe entgegen gesetzt worden. Die schon gedachten hundert zur Sache nicht gehörigen Vorwürfe und Betrachtungen übergehe ich, wie ich sie schon mehrmals übergangen habe, weil sie den ganzen Streit nur verwirren, ohne das geringste in demselben aufzuklären oder zu entscheiden.

Ich

Ich hatte geglaubt, daß der zweyte meiner philosophischen Gründe, nähmlich die Unmöglichkeit, daß nur eine einige Analogie anders als durch die localen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens in eine Sprache oder Mundart eingeführet werden könnte, den meisten Eindruck machen würde; allein fast keiner meiner Gegner hat darauf Rüksicht genommen. Wenn ich dieses auch aus Billigkeit keiner absichtlichen Übergehung beymessen will, so bleibt es doch wenigstens ein Beweis, daß die gründliche Kenntniß der Sprache bey weitem so allgemein noch nicht ist, als sie seyn muß, wenn man mit Zuverläßigkeit von dem Veränderlichen in derselben urtheilen will.

Ein Ungenannter in dem Museum, 1783 S. 204 f. ist der einige, welcher etwas darüber gesagt hat, aber auch nur so flüchtig und obenhin, daß man wohl siehet, er hat der Sache, worauf es hier ankommt, nicht auf den Grund gesehen. Ich will seine eigenen Worte anführen, aber ihnen so gleich meine Beantwortung beyfügen, jene aber durch Häkchen von dieser unterscheiden.

„Der vornehmste Grund des Herrn A. für die Ent„stehung der Schriftsprache aus der Obersächsischen „Mundart ist, daß keine Sprache ausser einer engen

„gesellschaftlichen Verbindung entstehen könne, und daß „die Schriftsteller viel zu wenig Verbindung haben, „um hierin mit Erfolg wirksam seyn zu können. Aber „wenn auch eine Sprache ausser einer engen gesellschaft„lichen Verbindung nicht entstehen kann, warum sollte „sie nicht wenigstens ausser derselben weiter gebildet „werden können?“ Darum nicht, weil die Ausbildung eben so wohl nach und durch Analogien geschehen muß, als die erste Bildung; ausser der engern gesellschaftlichen Verbindung aber keine Analogie, d. i. kein übereinstimmiges Verfahren in ähnlichen Fällen, folglich auch keine Ausbildung, möglich ist.

„Kommen denn alle Begriffe im gemeinen Leben „vor? und müßten sie nach Herrn A. Grunde nicht eher „in den Köpfen und im Munde des Volks seyn, als „der Philosophen, unter welchen ich hier überhaupt alle „begreife, die für die Aufklärung der Völker arbeiten? „Wenn es nicht die Schriftsteller, oder damit ich bey „meinem nun bestimmten Ausdrucke bleibe, die Philo„sophen sind, welche die Sprache ausbilden, so sind sie „es auch nicht, welche die Köpfe, die Sitten, den Ge„schmack ausbilden, und so bitte ich nur, mich zu be„lehren, wer denn das sonst thut?“ Hier springt mein Gegner plötzlich von der Hauptsache ab, und wirft

Dinge unter einander, welche theils nicht hierher gehören, theils sorgfältig von mir sind unterschieden worden. Die Aufklärung der Köpfe und Begriffe und die Ausbildung einer Sprache, sind zwey ganz verschiedene Dinge, welche zwar verbunden seyn können, und sich alsdann gegenseitig unterstützen, aber nicht wesentlich zusammen gehören. Die Ausbildung einer Sprache geschiehet ganz durch den Geschmack; daß aber der Geschmack den Philosophen allein oder nur vorzüglich eigen sey, ist eine ganz neue Behauptung, welche von der Erfahrung hinlänglich widerlegt wird. Durch Aufklärung der Begriffe kann eine Sprache bereichert, aber nicht ausgebildet werden, in dem ganzen Umfange dieses Wortes; aber auch diese Bereicherung muß nach den Analogien geschehen, welche der gute Geschmack des gesellschaftlichen Lebens eingeführet hat.

„Durch wen kamen alle neuere Bewegungen, gute „und böse, welche so allgemein interessant wurden, ins „Publicum,“ u. s. f. Hier wird die ganze Streitfrage zum zweyten Mahle wieder verändert; erst kam mein Gegner von der Ausbildung der Sprache auf die Aufklärung der Begriffe, und nun spricht er wieder ganz von der Verbreitung, da doch vorher von der Ausbildung als ersten Erfindung die Rede war.

Wenn die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens eine neue Analogie nothwendig machen, so kann sie allerdings am besten durch Schriftsteller verbreitet werden; allein daraus folgt nicht, daß Schriftsteller neue Analogien machen und erfinden können, welches doch schlechterdings geschehen müßte, wenn die Ausbildung der Sprache ihr Werk und zwar ihr Werk allein wäre.

„Wenn einige vortreffliche originelle Köpfe durch Genie und Geschmack eine Analogie gründen, und durch „ihr Ansehen und durch die Ueberzeugung, welche man von „ihrem Werthe hat, ausbreiten, wenn sie durch Beyspiel, „Unterricht und Bildung auf eine junge Nachwelt wirken, „sollten sie so nicht eine einförmige Analogie bilden „können?“ Nein, niemals, weil eine Analogie in der Sprache ohne engere gesellschaftliche Verbindung unmöglich ist. Selbst die Aufklärung der Begriffe muß nach eben den Gesetzen geschehen, als die Ausbildung der Sprache, wenn sie ihr Glück machen soll. Hat der neue Begriff Analogie mit den jedesmaligen Bedürfnissen und Fähigkeiten der meisten in derjenigen Classe, für welche er bestimmt ist, so wird er angenommen; wo nicht, so wird der Aufklärer verlacht, verspottet, oder wohl gar auf den Scheiterhaufen gesetzt. So auch in der Sprache, nur mit dem Unterschiede, daß der gram-

matische Scheiterhaufen zwar raucht, aber zum Glücke nicht brennt, und daß alles Neue, folglich auch alles was zur Ausbildung gehöret, hier noch mehr in der engern gesellschaftlichen Verbindung gegründet seyn muß, als bey der Aufklärung der Begriffe. Ich habe bereits meine ältern Gegner aufgefordert, mir nur eine einige Analogie nahmhaft zu machen, welche von einem Schriftsteller als Schriftsteller aufgebracht und allgemein gemacht worden. Ich habe ihnen vielmehr die Beyspiele Luthers und Gellerts entgegen gesetzt, zweyer Schriftsteller, welche eine unläugbare Einwirkung auf die Nation gehabt haben, aber doch keine einige ihrer Eigenheiten haben allgemein, oder nur in einem merklichen Grade gangbar machen können; zu einem unläugbaren Beweise, daß schriftstellerisches Ansehen hier in gar keine Betrachtung kommt.

„Im Gegentheil ist es auffallend, daß die Mund„art keine Einförmigkeit haben kann, so bald sie nicht „von einer Schriftsprache unterstützt wird.“ Der Verfasser wollte vermuthlich Einheit sagen; denn nur die ist eine nothwendige Eigenschaft, Einförmigkeit aber ist ein Fehler. Daß keine Mundart ohne Leitung einer Schriftsprache Einheit haben könne, ist ein sehr gewagter Ausspruch, welchen so viele provinzielle Mundarten

widerlegen, welchen es an der nöthigen Einheit, die sie nur allein zu Mundarten machen kann, nicht fehlet, ungeachtet sie von keiner Schriftsprache unterstützt werden. Daß Schriftsteller von Kenntniß und Geschmack auf die gesellschaftliche Sprache wirken können und müssen, ist unläugbar, ist auch von mir nie bestritten worden. Ich habe vielmehr in der Lehre vom Style gezeigt, wie das geschiehet. Aber gegenseitig in einander wirken, und einseitig Sprache bilden und ausbilden, sind nach meinen Begriffen sehr verschiedene Dinge.

„Aber weiter. Warum wären denn die Schrift„steller in keiner engen Verbindung? Selbst ihre Aus„schweifungen beweisen das Gegentheil. Die man„cherley Rasereyen des letzten Jahrzehends, hätten sich „gewiß nicht so schnell ausgebreitet, wenn die Schrift„steller in keiner Verbindung wären". u. s. f. Wieder ein gewaltiger Absprung von der Hauptfrage. Die Rede ist von Bildung und Ausbildung der Sprache, welche die engsten localen gesellschaftlichen Verbindungen erfordert, wenn sie nach gleichförmigen Analogien geschehen soll, und der Verfasser spricht von den Ausschweifungen und Rasereyen der Schriftsteller. Meint er ihre Ausschweifungen in der Sprache, welche denn leider unläugbar sind, so frage ich, von welcher Art waren

ren sie? Und wie weit haben sie sich ausgebreitet? Haben sie wirklich allgemeine Analogien gemacht, welche seitdem auch nur von allen Schriftstellern sind befolgt worden? Und ist das, warum belegt er sie mit dem Namen der Ausschweifungen und Rasereyen, welche schon allein beweisen, daß er sie selbst für thörichte Abweichungen von der Analogie hält. Hatte nicht jeder seine eigene Art von Naserey und Ausschweifung, und bewies jeder nicht schon dadurch, daß er mit seinen Zunftgenossen nicht in dem engen Bunde lebe, der erfordert wird, wenn man mit Einheit und Übereinstimmung rasen und ausschweifen will? Der ganze Einwurf ist für mich.

Hoffentlich wird jeder unbefangene Leser überzeugt seyn, daß der Verfasser meinen aus der Natur der Sache hergenommenen Beweis bey weitem noch nicht widerlegt hat, ihn auch nicht widerlegen konnte, weil er denselben nicht klar genug gefaßt hat, sondern bald wissenschaftliche Cultur mit Ausbildung der Sprache, bald Verbreitung beyder mit Bildung und Ausbildung verwechselt hat, überhaupt aber gar nicht einzusehen scheinet, was zur Einheit in der Sprache gehöret, und worauf sie gegründet werden muß.

Das übrige, was in diesem Aufsatze wider mich vorkommt, betrifft entweder ganz fremde Dinge, oder den

mir schon so oft gemachten Einwurf von den Sprachfehlern einzeler Personen in Sachsen. Bey diesem ist der Verfasser nicht allein sehr weitläufig, sondern er verräth auch dabey eine leidenschaftliche Wärme (um mich nur gelinde auszudrucken,) welche schon allein den Verdacht der Übertreibung erwecken muß. Er will sich zwar damit Glauben verschaffen, daß er versichert, er sey von Geburt ein Chursachse und habe geraume Zeit in Leipzig gelebt. Ich könnte zwar seine bey dieser Gelegenheit mit eingestreuten beleidigenden Vorwürfe schon durch die Versicherung ablehnen, daß viele Lebenslang in Leipzig und andern Orten Sachsens leben, ohne die feinere Classe von Einwohnern kennen zu lernen, auf welche es hier eigentlich ankommt; allein ich will ihm nur das entgegen setzen, daß ich kein Chursachse bin, und auch nicht erst seit gestern in Leipzig lebe. Folglich würde unsere Glaubwürdigkeit, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, von beyden Seiten so ziemlich gleich seyn. Die Hauptfrage ist also nur folgende: sind die Sprachfehler, oder um mich bestimmter auszudrucken, die Abweichungen von der guten Schriftsprache, bey einzelen Personen in dem flüchtigen gesellschaftlichen Umgange, nicht allein so häufig, sondern auch so einartig allgemein, daß dieser gesellschaftliche Ausdruck nicht den Grund der Schriftsprache hergeben können; oder vielleicht

leicht noch deutlicher, hat der gesellschaftliche Ausdruck der obern Classen so viele eigene und allgemeine von den Analogien der Schriftsprache abweichende Analogien, daß man beyde schlechterdings für zwey verschiedene Mundarten halten müßte? Das ist es, worauf es hier ankommt, aber das hat bisher weder mein Gegner, noch sonst jemand bewiesen. Der Einwurf von den Übereilungen und Fehlern einzeler Personen, ist im Grunde nichts anders, als der in Logik so hoch verpönte Schluß a particulari ad universale, und ich kann mich nicht genug wundern, wie vernünftige Männer einen solchen Trugschluß so oft wiederhohlen können. Ich habe ihn bereits mehrmals beantwortet, am ausführlichsten aber in dem Buche über den Styl, und mag mich hier nicht wiederhohlen. So sehr auch der Verfasser seine Behauptung übertreibt, so kann ich ihm doch alles zugeben, ich kann ihm noch mehr zugeben; da nichts in der Welt vollkommen ist, so ist in der ganzen aufgeklärten Classe Chursachsens vielleicht kein einiger, der in dem flüchtigen mündlichen Ausdrucke nicht zuweilen Fehler und Nachlässigkeiten begehen sollte. Alles das streitet nicht wider mich, sondern vielmehr im Grunde für mich. Sind es Fehler, und erkennt man sie selbst in Sachsen dafür, so beweiset schon das, daß es keine Analogien, sondern Abweichungen von den gangba-

ren Analogien sind. „Mit, von, bey und derglei=
„chen, sagt mein Gegner, wird, besonders seit einiger
„Zeit, als wäre es großer Ton, im Plurale mit dem
„Accusative verbunden.“ Ich will gerne nicht fragen, in was für Gesellschaften das für großen Ton gehalten wird, sondern nur bemerken: sollen diese und andere ähnliche Beyspiele in der gegenwärtigen Absicht, wo die Rede von dem Verhältnisse der Schriftsprache zu dem gesellschaftlichen Ausdrucke Obersachsens ist, etwas gegen mich beweisen, so muß mein Gegner beweisen, daß mit, von, bey und dergleichen mit dem Accusative in den obern Classen nicht allein so allgemein ist, sondern auch so sehr für die wahre Form gehalten wird, daß man es als eigene Analogien, als Eigenheiten der Obersächsischen Mundart ansehen kann; kann er das, und kann er das von mehrern ähnlichen Analogien darthun, alsdann hat sein Einwurf Gewicht. Kann er aber das nicht, so bleiben alle solche Einwürfe Chicanen, falsche Schlüsse von dem besondern auf das allgemeine. Herrschende Analogien sind die wesentlichen Unterscheidungsmerkmahle der Sprachen und Mundarten; nicht Fehler oder Eigenheiten einzeler Personen. Im Oberdeutschen ist wegen dem, herrschende Analogie, welche für die einige richtige Form gehalten wird; folglich Unterscheidungsmerkmahl der Mundart. Borstorfer

Äpfel

Äpfel bleiben immer Borstorfer Äpfel, wenn gleich jeder einzeler Apfel, der Gattungsmerkmahle unbeschadet, anders gezeichnet und bestimmt ist. Ein Staat bleibt immer ein wohl geordneter und wohl verbundener Staat, wenn gleich tausend Glieder desselben jeden Tag wider dessen Gesetze oder Analogien handeln. Also weiter kein Wort von dieser armseligen Ausflucht!

Herr Kammer-Secretär Rüdiger in Halle, welcher in dem 2ten Stücke seines Neuesten Zuwachses der Sprachkunde weitläuftig von diesem Gegenstande handelt, hat sich auf meine beyden ersteu Gründe gar nicht eingelassen, sondern sucht dagegen eine dritte Meinung aufzustellen, nach welcher unsere Schriftsprache wirklich aus allen Mundarten ausgehoben seyn soll. Meinungen finden nur alsdann statt, wenn der streitige Gegenstand von der Art ist, daß er höchstens wahrscheinliche Gründe für und wider sich verstattet; alsdann hat der Philosoph und Nicht-Philosoph ein freyes Feld, Meinungen zu wagen, und es kommt denn nur darauf an, welche am wahrscheinlichsten gemacht wird, oder den Lesern die wahrscheinlichste zu seyn scheinet. Der Satz, daß eine übereinstimmige Art des Ausdruckes, man mag diese nun Sprache oder

Mund-

Mundart nennen, denn das gilt hier gleich viel, obgleich Herr Rüdiger sehr weitläufig darüber streitet, nicht anders als in den engern Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens entstehen und ausgebildet werden kann, hat mehr als Wahrscheinlichkeit, hat eine moralische Gewißheit für sich. Es fallen also alle Meinungen hier von selbst weg, wenigstens so lange, bis man den Ungrund meines Satzes hinlänglich beweiset, und entweder zeiget, daß nicht herrschende übereinstimmige und eigenthümliche Analogien zu dem Begriffe einer Sprache oder Mundart gehören, oder wenn er dieses einräumt, daß diese Analogien andere Gründe, als locale Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens haben, Gründe, welche sich auch unter entfernten, wenigstens in keiner localen engern Verbindung lebenden, Schriftstellern annehmen lassen, und doch so stark auf sie alle wirken, daß dadurch übereinstimmige Analogien entstehen können. Herr Rüdiger übergehet diesen so wesentlichen Punct ganz, daher ich nur Zeit und Papier verderben würde, wenn ich ihm in seinen übrigen Behauptungen folgen wollte.

Herr Rüdiger gestehet gelegentlich ein, daß der gesellschaftliche Ausdruck der obern Classen in dem südli-

chen

chen Sachsen unserer Schriftsprache am nächsten komme, d. i. näher als irgend eine andere Mundart; und das ist für mich genug. Er streitet zwar, so wie alle meine übrigen Gegner über die obern Classen; allein die Sache bleibt dessen ungeachtet gewiß genug, wie hoffentlich aus meinem Buche über den Styl erhellen wird. Ich bleibe hier nur bey seinem Geständnisse stehen, daß der gesellschaftliche Ausdruck in dem südlichen Sachsen der Schriftsprache am nächsten kommt. Hätte es Herrn Rüdiger gefallen, sich bestimmter auszudrucken, oder wenigstens zu untersuchen, worin denn nun der Unterschied noch bestehet, so würde er vielleicht der Wahrheit näher gekommen seyn. Bestehet dieser Unterschied in herrschenden eigenthümlichen Analogien, nun so kann dieser gesellschaftliche Ausdruck die Schriftsprache nicht seyn; bestehet er aber nur in Abweichungen einzeler Personen, so läßt sich daraus wider meinen Satz nichts schließen, ohne in den fehlerhaften Schluß von dem besondern auf das allgemeine zu verfallen. Hr. Rüdiger scheint zwar Seite 50 den Unterschied wirklich in Analogien zu setzen, wenn er sagt: überall findet sich in dem Hochdeutschen sehr vieles, das nicht Obersächsisch ist, und sich denn auf mein Wörterbuch und auf meine Sprachkunst beruft, wo eine unendliche

Menge

Menge guter Hochdeutscher Wörter und Bestimmungen der Sprachkunst vorkommen sollen, welche ursprünglich nicht Sächsisch, ja wohl noch jetzt in der Mundart Obersachsens unbekannt seyn sollen. Das ist freylich sehr viel behauptet; aber der Mangel der Bestimmtheit macht, daß sich wenig darüber sagen läßt, o ne eben so unbestimmt zu werden. Ich setze also dieser Behauptung bloß dieß entgegen: Kann mir Herr Rüdiger eine einige herrschende Analogie in der Hochdeutschen Schriftsprache aufweisen, welche dem oben von mir bestimmten gesellschaftlichen Ausdrucke des südlichen Obersachsens fremd und unbekannt wäre, so will ich meinen ganzen Satz verlohren haben. Ich werde in der Lehre von dem Style zu zeigen suchen, daß selbst der höhere dichterische Ausdruck dieser gesellschaftlichen Sprache nicht so fremd ist, als es dem ersten Anblicke nach scheinen möchte.

Herr Rüdiger ist zugleich, so viel ich weiß, der einzige, welcher gegen den im 1sten Stücke dieses zweyten Bandes aufgeführten historischen Beweis etwas gesagt hat. Allein er fertiget die von mir aufgestellten Zeugen sehr kurz ab. „Manche, sagt er, lauten ziem„lich unbestimmt. Die meisten sagen nur, sie sey die

„beste

„beste Mundart, ohne sie zur Vorschrift der allgemei„nen Sprache zu machen, und daß sie dem Hochdeut„schen am nächsten komme, gebe ich zu. Überhaupt „wird auch mit allen Zeugnissen nichts dargethan, als „daß auch andere und ältere Herrn A. Meinung sind.“ Ich gestehe es gern, das dieser Ausspruch in dem Munde eines Mannes, der sich die Miene eines unpartheyischen Sprachkenners gibt, unbegreiflich ist. Ich bitte, die von mir gesammelten Zeugnisse noch einmal zu überlesen, und dann zu urtheilen, ob sie so unbestimmt und unbedeutend sind, als hier vorgegeben wird. Um so billig als möglich von dieser Äusserung Herrn R. zu urtheilen, so glaube ich, daß sein ganzer Fehler darin liegt, daß er die Stärke meines ersten aus der Natur der Sache hergenommenen Beweises nicht einsahe, oder nicht einsehen wollte, und überhaupt die ganze Streitfrage verrückte und veränderte, in welchen Fehler fast alle meine Gegner gerathen sind. Ist der Satz, daß keine Sprache anders als im engern gesellschaftlichen Leben entstehen und ausgebildet werden kann, erwiesen, so ist der nächste Schritt der, daß man diejenige engere Gesellschaft aufsuche, deren herrschende Analogien zugleich die herrschenden Analogien der Schriftsprache sind, und dieß kann für Ausländer nicht anders als

durch gültige Zeugnisse bewiesen werden, welche, wenn sie an den gehörigen Ort gestellet, d. i. dem Beweise aus der Natur der Sache nachgesetzet werden, mehr als bloße Meinungen sind, welchen man andere Meinungen entgegen setzen könnte.

In dem vierten Stücke des deutschen Merkur vom Jahr 1783 kommt mein erster Gegner, Herr Musophilus, noch einmal auf die streitige Frage zurück; allein, ausser manchen Nebendingen sagt er nichts Neues, das zu der Hauptsache gehörte, daher ich mich nicht dabey aufhalte. Allein am Schlusse seines Aufsatzes legt der Herausgeber, Herr Hofrath Wieland, mir verschiedene Fragen vor, welche besonders den dichterischen Styl und dessen Freyheiten betreffen. Es lassen sich diese und andere ähnliche Fragen ausser dem Zusammenhange mit dem Ganzen, in welches sie gehören, nicht ohne große Weitschweifigkeit beantworten. Allein in meiner Lehre von dem deutschen Style, welche in der bevorstehenden Ostermesse in zwey kleinen Octav-Bänden im Vossischen Verlage heraus kommen wird, hoffe ich diese und andere damit verwandte Gegenstände so vorgetragen zu haben, daß ich glaube, des Hrn. Hofraths Beyfall mir schon im voraus versprechen zu können.

Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß die obige Abhandlung von der Präcision des Styles, ein Stück aus dieser Lehre von dem Style ist, und zu einer vorläufigen Probe von derselben dienen sollte. Allein andere dringendere Geschäfte waren Schuld, daß an dem gegenwärtigen vierten Stücke des Magazines über ein halbes Jahr gedruckt werden mußte, daher es denn leicht möglich ist, daß diese Probe mit dem Buche selbst zu einer und eben derselben Zeit bekannt wird.

Inhalt.

1. Hr. le Grand über die Französische Dichtkunst der mittlern Zeiten. Aus dem Französischen übersetzt. — — Seite 1

2. Von der Präcision des Styles. — S. 85

3. Nachricht von einem altdeutschen handschriftlichen Gedichte Johann Rothens oder Rodens von der Keuschheit, von M. Joh. Fried. Aug. Kinderling. — — S. 108

4. Fernere Geschichte der Frage: Was ist Hochdeutsch? — — — S. 138

135

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph, 1734-1806

Magazin für die Deutsche Sprache

Bd.: 2,4

Leipzig (1784)

L.germ. 8-2,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583309-6
VD18 80252516-001